

Initiativkreis »Kirche in der Wettbewerbsgesellschaft«

»Alles ist nichts«

Evangelium hören II

Initiativkreis »Kirche in der Wettbewerbsgesellschaft«

»Alles ist nichts«

Evangelium hören II

Nürnberg, November 2000

Herausgeber

Initiativkreis »Kirche in der Wettbewerbsgesellschaft« Nürnberg, November 2000
V. i. S. d. P.: Pfr. Dr. Holger Forssman, Eulerstraße 10, 91058 Erlangen-Bruck

Redaktionskreis (*), Autoren (*)

- * ° Dr. Holger Forssman, Gemeindepfarrer,
Eulerstraße 10, 91058 Erlangen
- * ° Eberhard Hadem, Gemeindepfarrer,
Martin-Treu-Straße 27, 90403 Nürnberg
- * ° Dr. Martin Hoffmann, Rektor, Mitglied der Landessynode,
Wilhelminenstraße 11, 95444 Bayreuth
- * ° Kirsten Jörgensen, Gemeindepfarrerin, Mitglied der Landessynode
Leitenweg 73, 82515 Wolfratshausen
- ° Dr. Hans-Gerhard Koch, Pfarrer,
Hermannstädter Straße 30, 90765 Fürth
- * ° Dr. Rainer Oechslen, Dekan, Mitglied der Landessynode,
Mutterstraße 1, 90451 Nürnberg
- * ° Albrecht Sondermann, Pfarrer i. R., Nürnberg
Benekestraße 72, 90409 Nürnberg
- * Prof. Dr. Hans G. Ulrich, Ordinarius für Systematische Theologie/Sozialethik,
Kochstraße 6, 91054 Erlangen
- * ° Dr. Dr. habil. Bernd Wannewetsch, Lecturer in Ethics,
30 Wootton Road, Abington Oxfordshire, OX 14 1JD, Großbritannien

Bezugsadressen

Bei folgenden Adressen kann die Broschüre gegen Einsendung
einer Schutzgebühr von 5.– DM in Briefmarken
oder Einzahlung auf das Konto Nr. 100 936 081 bei der Acredo-Bank Nürnberg
BLZ 760 605 61 (Vermerk »Reform«) angefordert werden:

Holger Forssman

Eulerstraße 10, 91058 Erlangen-Bruck
Tel. und Fax 09131-64426
forssman.bruck@t-online.de

Eberhard Hadem

Martin-Treu-Straße 27, 90403 Nürnberg
Tel. und Fax 0911-2418004
eberhard.hadem@gmx.de

Dort ist auch die Broschüre »Evangelium hören.

Wider die Ökonomisierung der Kirche und die Praxisferne
der Kirchenorganisation« noch erhältlich. (Schutzgebühr 3.– DM)

Gestaltet und gesetzt von Friedrich Forssman. Schrift: »Thesis« von Luc(as) de Groot.

»Alles ist nichts« – Evangelium hören II

- 7 Holger Forssman
»Alles ist nichts«
Vorwort
- 11 Albrecht Sondermann
Hören, Reden, Leben
Gedanken über den Gottesdienst
- 16 Eberhard Hadem
Es waren einmal zwei alte Damen.
Gedanken zum diakonischen Handeln in Diakonie und Kirche
- 30 Rainer Oechslen
»Hier ist nichts und da ist nichts«
oder: Was hat die Kirche heute zu sagen?
- 36 Kirsten Jörgensen:
»Evangelisch. Wir sind so frei.« Ein Satz wie die Kirche?
Kritische Überlegungen zur Kommunikationsinitiative
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
- 45 Bernd Wannewetsch
Der Profi: Mensch ohne Eigenschaften
Warum die Kirche Amateure braucht
- 56 Hans-Gerhard Koch
McKinsey in Korinth?
Vom Sinn und Unsinn der Mitarbeiterjahresgespräche
- 60 Holger Forssman
Die Gemeinde als Lebensraum
- 69 Martin Hoffmann
Eine alte Vision: Die Kirche auf dem Weg des Friedens
- 74 Die Thesen von Evangelium hören I, Juli 1999

Holger Forssman

»Alles ist nichts«

Vorwort

Die Vorgeschichte: Evangelium hören I

Im Frühjahr 1999 fand in Erlangen eine Konsultation zum Thema »Kirche im Angebot« statt, angeregt von Vertrauensleuten aus dem Kirchenkreis München, die unter den Folgen der McKinsey-Studie in ihren Gemeinden litten. Kirchenvorsteher/innen, Synodal/innen, Pfarrer/innen und Hochschullehrer nahmen an der Konsultation teil und tauschten ihre Erfahrungen aus. Im Anschluß wurde beschlossen, einen »theologischen Ruf« erklingen zu lassen. Ein Redaktionskreis wurde beauftragt, Thesen zur Situation der Kirche in der Wettbewerbsgesellschaft zu verfassen. Rückmeldungen der anderen Teilnehmer/innen an der ersten Konsultation wurden eingearbeitet. Im Juli 1999 wurde das Ergebnis in Form einer Broschüre mit dem Titel »Evangelium hören. Wider die Ökonomisierung der Kirche und die Praxisferne der Kirchenorganisation« der Öffentlichkeit vorgestellt und fand große Aufmerksamkeit innerhalb und außerhalb Bayerns.

Die Zustimmung war häufig ein Ausdruck persönlichen Leidens an einer Kirche, die sich von ihren eigenen Quellen entfernt hat. Der theologische Ruf hat offenbar einem weit verbreiteten Schmerz oder Unbehagen eine Stimme gegeben. Damit hat er ein wichtiges Ziel erreicht. Ein anderes aber hat er verfehlt: Eine breitere, theologisch fundierte Diskussion über die Zukunft unserer Kirche anzustoßen. Die Kritik wurde besser vernommen als die Anregungen.

Ein Grund dafür ist gewiß unsere gegenwärtige Form der Öffentlichkeit, die jedes Thema personalisiert – und nach Kontrahenten sucht, um Pro und Contra auf Gegenspieler zu verteilen. »Evangelium hören« wurde als Gegenentwurf gegen die Dekanatsentwicklungsprogramme in München und Nürnberg wahrgenommen. Die Einladungen, auf Podien und Diskussionsveranstaltungen gegeneinander anzutreten, folgten rasch. Aber in so einem Rahmen kann man eben auch nur gegeneinander reden, nicht miteinander, wie es sich für echte Gespräche gehört. Zum Hören und Lernen ist diese Art der Öffentlichkeit ungeeignet.

Ein anderer Grund für die Tatsache, daß die theologische Diskussion über die Zukunft unserer Kirche immer noch aussteht, scheint mir in einem weit verbreiteten Pragmatismus zu liegen. Es gibt so etwas wie eine allgemeine Theorie-

müdigkeit, eine Unlust zur geistigen Auseinandersetzung. Zugegeben: Das Nachdenken und Diskutieren gerade der akademischen Theologen hatte in den letzten Jahren und Jahrzehnten wirklich kaum etwas Wegweisendes. Aber das lag ja gerade daran, daß die akademische Theologie der letzten Jahrzehnte – von rühmlichen Ausnahmen abgesehen – eben nicht über den Weg der Kirche diskutierte, sondern die eigene Bezogenheit auf die Kirche aus dem Blick verlor. Die Alternative dazu kann jedoch kein Marschieren sein, das jede theologische Kritik als lästiges Hindernis betrachtet. Gespräche, auch Streit um Ziel und Richtung des Weges sind in der Kirche notwendig. Der gerade, zielbewußte Weg nach vorne kann genau der falsche sein. Das gilt besonders in den Zeiten, in denen die Kirche zur »Umkehr« gerufen ist. Und das ist eher die Regel als die Ausnahme!

Auch die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern hat sich leider auf eine pragmatische Haltung verständigt. Der theologische Ruf konnte sie nicht in ihrem gestalterischen Eifer bremsen. Es gab kein Innehalten.

Im Eifer eigener Aktivität ist von den meisten Adressaten übersehen worden, wie eminent »praktisch« der theologische Ruf eigentlich ist. Es ist übersehen worden, daß es sich bei den sechs Thesen von »Evangelium hören« nicht um theologische Selbstbeschäftigung handelt, die im Abseits auf einer akademischen Spielwiese stattfinden kann, während die Praktiker ihre Entscheidungen treffen. Hier wurde vielmehr etwas versucht, was lange versäumt worden ist, nämlich theologisch fundiert über den Weg der Kirche nachzudenken.

Der nächste Schritt: Evangelium hören II

Daß jede theologische Grundentscheidung praktische Folgen hat, soll die nun vorliegende Fortsetzung verdeutlichen. Der Redaktionskreis hat sich dazu um mehrere Mitglieder erweitert und weitere Autoren angefragt. Ein Grundthema stand nach der ersten Redaktionssitzung fest. *Hans G. Ulrich* prägte die Formel: »Alles ist Nichts«. Damit war gemeint: Eine Kirche, die aus Unklarheit über die eigene Identität auf die Addition setzt (»offen und deutlich, verlässlich und abgeschlossen« ...), wird nicht für Jeden etwas, sondern für Alle nichts sein. Entscheidungen sind gefragt. Die Alternativen, um die es geht, sind in dem ersten theologischen Ruf auf den Punkt gebracht. Nun geht es um Veranschaulichungen und Verdeutlichungen.

Vorangestellt sind Aufsätze, die das Thema »Evangelium hören« in den Grundvollzügen der Kirche aufsuchen: Gottesdienst und Diakonie. Daß der Bereich der Katechese bzw. Bildung fehlt, ist uns schmerzlich bewußt. Der Grund für diese Lücke ist kein blinder Fleck in unserer Optik, sondern die Absage mehrerer angefragter Autoren. Der Beitrag von *Albrecht Sondermann* macht den An-

fang mit Gedanken über den Gottesdienst. Er zeigt, was es konkret in der Gottesdienstvorbereitung und im Feiern des Gottesdienstes heißt, als Kirche aus dem Wort zu leben. Es folgen Überlegungen von *Eberhard Hadem* zum Verhältnis von Kirche und Diakonie. Hadem fragt kritisch nach dem Verständnis von diakonischem Handeln in der Diakonie und in der Kirche. Wenn dieses diakonische Handeln zu den Lebensäußerungen der Kirche gehört, dann muß nicht nur die Diakonie gefragt werden, wie kirchlich sie noch ist. Genauso muß sich die Kirche fragen lassen, wie diakonisch sie noch ist.

Rainer Oechslen veranschaulicht die These I von »Evangelium hören« (»In der Kirche leben und handeln heißt hören lernen«). Seine Ausgangsfrage »Was hat die Kirche heute zu sagen?« mündet in eine Einladung, langsam und geduldig dicke Bretter zu bohren. Auf These II (»Die Praxis einer hörenden und lernenden Kirche ist radikal kommunikativ«) bezieht sich der Beitrag von *Kirsten Jörgensen*. Die Autorin untersucht die in Bayern anlaufende »Kommunikationsinitiative« und erinnert an die Grundlage aller Kommunikation in der Kirche: das Bekenntnis zu Jesus Christus. Die These III (»Das Amt der Kirche ist es, in ihrer Verkündigung, ihrer Lebensform, Praxis und Struktur aus dem Evangelium zu leben«) ist der Ausgangspunkt für zwei Beiträge: *Bernd Wannanwetsch* wendet sich gegen die Professionalisierung kirchlichen Handelns und erklärt, warum die Kirche Amateure braucht. *Hans-Gerhard Koch* geht der Frage nach, ob die kirchlichen Mitarbeitergespräche zu einer Kirchenleitung im biblischen Sinne (»Episkope«) gehören können. Ebenfalls mit These III einsetzend und die kirchliche Lehre vom Amt bedenkend, schlägt *Holger Forssman* eine Brücke zur These IV: »Das strukturbildende Paradigma einer hörenden und lernenden Kirche ist die Gemeinde«. *Martin Hoffmann* schließlich entfaltet die These V und macht deutlich, was es heißt, »missionarische Kirche« zu sein, nämlich »Menschen an der Freiheit des Evangeliums teilhaben zu lassen und den herrschenden Mechanismen und Denkgewohnheiten zu widerstehen«.

Worum es geht: Erneuerung im Sinne von Römer 12,2.

»Und stellt euch nicht dieser Welt gleich« Eigentlich steht dort: »Fügt euch nicht ins »SCHEMA« dieser Weltzeit ein.« Das ist kein Aufruf zur Weltferne, sondern eine Aufforderung, den Tendenzen der Zeit gegenüber kritisch zu bleiben und dem Anpassungsdruck zu widerstehen. Es gibt für Christen keine »normative Kraft des Faktischen.«

»... sondern ändert euch durch Erneuerung eures Sinnes« Im Original steht hier ein Passiv: »... sondern laßt euch verwandeln durch die Erneuerung des »NOUS.« Wobei NOUS die Denkweise des Menschen meint, die geistige Wahr-

nehmung, das Verstehen, Beurteilen, Unterscheiden. Unsere Sicht der Welt wird von Gott verwandelt.

Spannende Fragen schließen sich an: Wie steht es um unsere Mitwirkung bei Gottes Werk der Erneuerung? Wie können wir uns in sein Werk einfügen?

»... damit ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist, nämlich das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene.« Eine erste Antwort: Unsere Aufgabe beginnt mit der gemeinsamen Prüfung und Untersuchung, wohin es denn mit uns und der Kirche nach Gottes Willen gehen soll. Diese Prüfung kann nur in Gesprächen geschehen. In der Kirche, zumal in der evangelischen, gibt es Grundlagen für diese Gespräche: Die Heilige Schrift und das Bekenntnis der Kirche.

Laßt uns solche Gespräche führen, in Kirchenvorständen und auf Gemeindeversammlungen, in Pfarrkonferenzen und auf Synoden! Und möge unsere Broschüre beitragen, solche Gespräche anzuregen.

Albrecht Sondermann

Hören, Reden, Leben

Gedanken über den Gottesdienst

Um dem Glauben Nahrung zu geben, muss der Gottesdienst auf den Text besondere Sorgfalt verwenden. Nun sind biblische Texte in allen möglichen Stücken enthalten. Zum Beispiel in den beiden Sakramenten, den Lesungen, Gebeten, Chorälen, und Psalmen. Der Vorrang aber gebührt dem Predigttext. Hier wird der lebendige Zeitgenosse zum Träger und Zeugen des Evangeliums. Mit seinen eigenen Worten muss er den Sprung über die Zeiten wagen. Der Prediger bzw. die Predigerin nähert sich dem Text und zugleich den Hörern/innen. Welch eine Spannung! Wir haben eifrig Kommunikation gelernt, weil wir bei der Annäherung an die Hörer in der Vergangenheit Defizite sahen. Dass es hier im Vergleich zu vergangenen Zeiten Fortschritte gibt, ist unbestritten. Umso schwerer fällt uns heute die Annäherung an den Text. Aus dieser Situation heraus scheint sich eine Methode zu ergeben, die ich die »ehrliche Annäherung« nennen möchte. Dafür einige Beispiele aus eigenem Erleben als Hörer.

»Dieser Text ist 2000 Jahre alt. Dennoch hat er uns einiges zu sagen ...«

»Ich muss heute gegen den Text predigen ...«

»Der Text, den ich Ihnen vorgelesen habe, mag Ihnen verstaubt vorkommen. Deshalb möchte ich Ihnen eine selbst erlebte Geschichte erzählen ...«

»Der Evangelist erzählt uns eine Jesusgeschichte, mit der er der Urgemeinde etwas klar machen will ...«

Die Bezeichnung »ehrlich« trägt der Tatsache Rechnung, dass der Prediger bzw. die Predigerin mit solcher Anrede den Hörer/innen seine/ihre Schwierigkeiten mit dem Text offen anvertraut. Es bringt Nähe zu den Hörern, wenn einem von der Kanzel herunter signalisiert wird: So hoch stehe ich gar nicht über Dir. Mir geht es ja ganz ähnlich wie Dir. Ich bilde mir nichts ein, ich will nicht von gestern sein, ich bin nicht verbohrte, bin kein Fundamentalist. Ich bin bereit, mit Dir zusammen kritisch an diesen Text heranzugehen. Jedenfalls lade ich Dich dazu ein. Andererseits: Auf der Kanzel kenne ich ja die Lebenssituation nicht, in der sich dieser oder jene gerade befindet. Da sitzen vielleicht sogar mehrere, die überhaupt nicht kognitiv ansprechbar sind, weil sie vom Schicksal tief getroffen sind..

Sie benötigen eine seelsorgerliche Anrede. Die Nöte, die der oder die Predigende mit dem Text gehabt hat oder hat, gehen in solchem Fall nicht nur ins Leere, sie wirken deplaziert, rufen Unwillen hervor. Es ist ferner immer mit Hörern/innen zu rechnen, die regelmäßig in der Bibel lesen (Losungsbuch etc.). Sie kennen die Ecken und Kanten. Sie haben sich ihre eigene Methode zurechtgelegt, wie sie den Graben des historischen Abstands überwinden können. Sie fragen sich, warum immer nur die angesprochen werden, für die die Bibel ein Buch mit sieben Siegeln ist. Sie fühlen sich als Laien unterschätzt.

Aber selbst wenn die »ehrliche« Methode ihre Absicht, der Gemeinde nahe zu kommen voll erreicht, so bezahlt sie doch einen meiner Meinung nach zu hohen Preis, denn dem Text gegenüber wirkt sie distanzierend. Wenn ich höre, dass man gegen den Text predigen müsse, frage ich nach den Prioritäten. Ehe ich das Bündnis mit dem Text aufkündige, werde ich im Notfall eher noch die Ordo Praedicatorum durchbrechen und einen anderen, mir besser zugänglichen Text wählen. Ich werde das nicht mit leichtem Herzen tun aber in dem Bewusstsein, die höherwertige Verpflichtung gewahrt zu haben. Eine Predigt, die den verlesenen Text gleich zum Eingang mit uralt oder verstaubt oder ähnlich bezeichnet, muss viel Zeit aufwenden, um vom Negativen ins Positive zurück zu gelangen. Wenn das überhaupt gelingt, dann sind wertvolle Minuten verschenkt. Ich finde, die ehrliche Methode gleicht einem Gastgeber, der seinen Gast, den er zum Essen eingeladen hat, in die Küche schleppt und ihm dort demonstriert, wie viel Mühe die Zubereitung gekostet hat.

Muss man problematisierende Einleitungen nicht fragen, was eigentlich dahinter steckt? Vielleicht die Angst, es nicht zu schaffen, die Angst vor dem Scheitern? Ich meine das Scheitern der eigenen Glaubens- und Theologenexistenz. Das rührt an die Basis. Diese Frage möchte man sich gar nicht erst stellen und so ist eben der Text schuld. Man hat vielleicht bei der Vorbereitung gemerkt, wie schwer die Auseinandersetzung mit dem Text wird, wenn man sich voll auf ihn einlässt, und darum hat man den distanzierenden Weg gewählt. Nun ist halt der Text alt, verstaubt, hat mit unserer heutigen Situation nichts zu tun, steht dem eigentlichen Verkündigungsauftrag im Wege usw. Ich leugne keineswegs die Hindernisse, welche sich in den Weg stellen können, wenn sie oder er sich zunächst einmal selbst dem Text nähern will. Deshalb frage ich: Warum nicht hie und da eine Themenpredigt einschieben, zuerst einmal die Aktualität suchen und diese dann von der Bibel her beleuchten? Das oben von der OP gesagte bleibt natürlich auch hier sinngemäß in Geltung.

Da wir also im Grundsatz bei der textgebundenen Predigt bleiben sollten, empfehle ich, die Ehrlichkeit dem verordneten Text gegenüber ruhig auf die

Spitze zu treiben. Als Hörer warte ich immer noch auf eine Predigt, die ungefähr so beginnt: »Liebe Gemeinde! Ich möchte in dieser Predigt nichts anderes tun, als Ihnen ein paar Punkte aufzählen, warum ich an dem uns vorgegebenen, eben verlesenen Text gescheitert bin.« Damit stellte man sich nicht über den Text, sondern darunter. Es erfolgte kein Pauschalurteil, sondern der Zugang zum Text bliebe offen. Der/die Prediger/in wendete dem Text nicht mehr den Rücken zu. Seine/ihre Geschichte mit dem Text würde nicht abgebrochen, nicht relativiert, sondern bliebe dem Wirken des Heiligen Geistes weiterhin ausgesetzt. Vor allem aber fiele es der Gemeinde leichter, sich mit dem Text zu identifizieren. Der Appetit, den sie in den Gottesdienst mitbringt, würde nicht abgeblockt, sondern gesteigert. Es gibt Gegenstände, die sich besser erschließen, wenn wir sie von unten betrachten. Predigttexte gehören dazu. Wer in dieser Weise anklopft, dem wird aufgetan, da bin ich mir sicher. Der Zeitaufwand wird dadurch manchmal abenteuerlich. Aber was soll's? Unser Leben ist derart verbürgerlicht und abgesichert – verglichen mit den Generationen vor uns – dass uns ein kleines Text-Abenteuer hie und da ganz gut tut. (etwa gemäß EG 299 Vers 4 »und ob es währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen«)

Ein Bravo jeder und jedem, der/die in dieser Richtung Wagnisse eingeht. Es kann für Pfarrer/in und Gemeinde ein befreiendes Erlebnis sein. Es kann beim Abbau einer bestimmten Angst helfen, von der wir uns frei machen müssen. Unsere Vorfahren hatten vielfach die Angst, gegen dogmatische Regeln zu verstoßen. Wir Heutigen sind von einer lähmenden Angst befallen, nicht aktuell zu sein. Davon müssen wir los kommen. Wahrscheinlich bei jeder einzelnen Predigt immer wieder neu. Also bei der Vorbereitung nicht gleich an die Hörer oder die Medien denken, sondern zuerst hören, hineinlauschen, eindringen, Umwege riskieren, sich den unerhörten Ansprüchen, die da gestellt werden, erst einmal selbst aussetzen. Wie können wir die Gemeinde Gott näher bringen, wenn wir selbst der Gottesbegegnung ausweichen? Und wo denn bitte wollen wir Gott begegnen, wenn nicht im Text?

Um die Aktualität der Bibel müssen wir uns keine Sorgen machen. Die Grundthemen sind noch immer die gleichen: Schuld und Sühne, Eltern und Kinder, Mann und Frau, Geld und Geist, Krieg und Frieden, Fluch und Segen, Macht und Ohnmacht, Unten und Oben, Reden und Schweigen, Leben und Sterben ... Die Menschen brauchen einen Anknüpfungspunkt. Den müssen wir aber nicht von außen heran schleppen. Die Texte haben ihn in sich. Wir können ihn aufspüren. So kommen wir zu einer Predigt der kurzen Wege.

Können wir ebenso direkt von Gott reden, von dem ganz Anderen, Unvergleichlichen, vom Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, von dem Gott Jesu Christi?

Ich denke wir müssen es sogar, denn die Bibel geht uns diesen Weg voraus. Sie vermenschlicht Gott durch Vergleiche und er selbst vermenschlicht sich durch seinen Sohn Jesus. Wir dürfen die Reihe der Vergleiche verlängern, ergänzen, aktualisieren. Noch hat jede Zeit ihre Sprache gefunden, von Gott zu reden. Warum sollte es uns nicht gelingen? Lasst uns doch wieder von der Seele sprechen, die nach dem Glauben verlangt und auf die es der Glaube abgesehen hat. Dort, wo unsere große, immer wieder vertagte und doch unsterbliche Sehnsucht angesiedelt ist, dort muss von Gott geredet werden. Augustin hatte recht!

Der Text und die Predigt – ein ewiges Thema! Wir müssen einander in den positiven Erfahrungen mit den Texten bestätigen. Zum Beispiel darin, dass jeder Text eine Stelle hat, wo der Himmel die Erde berührt. Sie ist nicht objektiv festlegbar, weshalb Predigthilfen zwar wichtig, aber nicht entscheidend sind. Es gibt Schwerpunktverschiebungen je nach Alter und Schicksal. Was mich mit 20 begeistert hat, lässt mich möglicherweise mit 40 völlig kalt oder ärgert mich sogar. Und auf einmal bin ich 60 geworden und kann mich wieder herzlich daran freuen. Der Berührungspunkt zwischen Himmel und Erde liegt immer dort, wo Gott ihn haben möchte und wo es zugleich für uns und für die Gemeinde gut und nützlich ist. Danach erst einmal zu suchen ist die unerlässliche Vorarbeit und Freiheit des/der die Predigt Vorbereitenden. Hier ist auch die Stelle, an der das die Predigt vorbereitende Gebet einsetzt. »Selig, wer sich nicht an mir ärgert«, sagt der Text.

Ich bin mir dessen bewusst, dass der Gottesdienst nicht nur aus der Predigt besteht, oder vielmehr, dass alle anderen Teile ebenfalls mitpredigen. Die Bemühungen müssten also jetzt weitergehen. Wir leben ja auch aus dem öffentlichen Gebet, nicht nur aus dem privaten. Die Lieder ernähren den Glauben. Die Eucharistie ist persönliche Einladung Gottes an seinen Tisch. Das sind keine Bausteine, die wir nach Belieben umstellen, ergänzen, austauschen oder weglassen könnten. Sie haben ihre eigene Würde. Wie wir Personen, die am Gottesdienst aktiv beteiligt sind, liebevoll behandeln werden, haben auch die einzelnen Stücke des Gottesdienstes Anspruch auf Nachdenklichkeit und Sorgfalt. Sie brauchen einander und ergänzen sich gegenseitig. Zum Schluss noch ein kleiner Hinweis auf die wichtigste Nebensache im Gottesdienst. Ich gebe ihn mit Hilfe einer polnischen Nonne:

»Die Kinder mochten sie, weil sie eben doch ein wenig schelmisch war oder ganz einfach begriff, dass man über Gott nicht unbedingt feierlich und streng reden muss wie der Prophet Elias, sondern heiter, wie über jemanden, der Bienenvölker pflegt, beim Gerste-Dreschen hilft und eine Fuhre Heu mit zwei hübschen Grauschimmeln davor kutschiert. Sie irrte sich in dieser Hinsicht nicht, obwohl ihr

früherer Pfarrer, im Grunde altmodischer, als er nach außen wirkte, diese Volkstümlichkeit und Gewöhnlichkeit Gottes wohl für eine Sünde gehalten hätte.«¹

Ja, wir brauchen Humor. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich das vorstehende Zitat gerne erweitert, denn es stammt aus einem Buch der Menschenwürde und des Gottvertrauens mitten in einer grausamen Welt. Die tiefe Gläubigkeit in diesem Buch kommt allerdings nicht gramvoll und gebeugt daher, sondern sie trägt einen listigen Humor auf dem Rücken. Ohne dieses bemerkenswerte Gespann wäre das Leben der agierenden Personen bedeutend schwerer oder überhaupt nicht zu ertragen gewesen.

Ich wünsche mir eine Predigt über das Lachen Gottes. Darin müsste Jesus vorkommen, dem man immer das Lachen absprechen will, obwohl jedermann weiß, dass er die Kinder nicht nur gesegnet, sondern sie auch geherzt hat. Aber wie will man Kinder Herzen ohne zu lachen?! Ferner müsste das ungläubige, bittere Lachen von Sara und Abraham erwähnt sein, als ihnen der Stammhalter angekündigt wird. Ein fröhliches Lachen kriegen sie erst nach neun Monaten zustande, als Gott sie mit dem Anblick eines gesunden Knaben erfreut. Da lernen sie wieder lachen wie Kinder. Natürlich gehört auch der Psalm 2 dazu mit dem denkwürdigen Satz: »Der im Himmel wohnt, lacht über sie«. Aber das dürfte nicht so schauerlich durch die Kirche hallen, wie ich es als Kind erlebt habe. Wir müssen einsehen lernen, dass ein Gerichtslachen die mildeste aller denkbaren Formen des Richtens, also schon mehr eine Gnade ist. Wohl denen, über die Gott lacht. Sie mögen sich damit trösten, was Bertolt Brecht gesagt hat: »Gott lacht den ganzen Tag über sich.«² Das ist eine besondere Form, von der Allmacht Gottes zu reden. Starke Charaktere lachen gelegentlich über sich. Den ganzen Tag über sich selbst lachen, das kann nur ER.

1 Andrzej Szczypliowski: »Die schöne Frau Seidenmann«, Diogenes Zürich 1988, Seite 166

2 Mitgeteilt von Ronald Hayman in »Bertolt Brecht, der unbequeme Klassiker«, München 1985

Eberhard Hadem

Es waren einmal zwei alte Damen

Gedanken zum diakonischen Handeln in Diakonie und Kirche

Es waren einmal zwei alte Damen. Die eine hieß Kirche und die andere Diakonie. Sprach die Kirche zur Diakonie: Du mußt kirchlicher werden, meine Liebe, man merkt gar nicht mehr, daß du zu mir gehörst! Bist du etwa nur noch ein Wirtschaftsbetrieb unter vielen anderen?

Erwiderte die Diakonie: Und du mußt den Menschen näher kommen, meine Gute, denn wenn Du Deine Augen nicht aufmachst und nicht dort bist, wo die Menschen Dich brauchen, glaubt dir niemand, daß du meine Schwester bist! Sagte die Kirche vorwurfsvoll: Du lässt mich und meine Gemeinden schon viel zu lange im Stich! Wir wissen gerade noch, daß es Dich gibt.

*Entgegnete die Diakonie: Und Du kümmerst Dich auch nicht mehr um mich!*³

Kirche und Diakonie leben in einer spannungsvollen Beziehung. »Diakonie-Mitarbeitende sind ›diakonische Kräfte der Kirche«, formuliert die ›Erklärung der Landessynode über die Innere Mission in Bayern« von 1947. Die gemeinsame Verantwortung für den von Gott seiner Kirche gegebenen Auftrag gilt es ernstzunehmen. Die Einheit von Kirche und Diakonie besteht in der engen Bindung an das Bekenntnis der Kirche.⁴ Die hohe Bedeutung, die das Bekenntnis in der Zeit des Nationalsozialismus gewonnen hatte, führte zur besonderen Betonung dieser Bindung. Als »selbstverständliche Funktion der glaubenden Kirche« und als ihr »ureigenstes Werk kirchlichen Lebens und Handelns«⁵ soll die Diakonie ihre rechtliche und organisatorische Gestaltungsfreiheit am Bekenntnis orientieren.

³ Die Idee zum ›Streit zwischen den beiden alten Damen Diakonie und Kirche« ist dem Grundsatzbeitrag »Diakonische Gemeinde – ein Traum« von Dr. Renate Zitt in: danken&dienen 1998. Arbeitshilfe für Verkündigung, Gemeindegemeinschaft und Unterricht zum Thema: 150 Jahre Diakonie – stark für andere (31–38) entnommen und wurde von mir verändert und erweitert.

⁴ Siehe ›Kirchengesetz über die innere Mission in Bayern« und ›Erklärung der Landessynode über die Innere Mission in Bayern«, beide vom 16. 5. 1947.

⁵ So die ›Erklärung der Landessynode über die Innere Mission in Bayern« vom 16. 5. 1947

Dafür soll die Arbeit der Diakonie »unter dem Schutz und der Fürsorge«⁶ der Kirche stehen.

Im Lauf der Geschichte bis heute ist der strukturbildende Charakter des Bekenntnisses in der Diakonie im gleichen Maße verloren gegangen wie in der Kirche. Es bekam mehr den Charakter einer theologisch-theoretischen Präambel. Durch die ritualisierte und formale Voranstellung ist seine strukturbildende Kraft für die konkrete Praxis verloren gegangen.

Aber ich war doch lernfähig, erwiderte die Kirche, weil ich erkannte, daß Du unser bestes Pferd im Stall bist. Kirche war immer umstritten, aber Dich fanden alle immer gut. Unser Glaube braucht die Tat der Liebe. Deshalb steht in den Kirchenverfassungen und Diakoniegesetzen der Satz: ›Die Diakonie ist eine Lebens- und Wesensäußerung der Kirche.«

Als prosperierender Zweig war die Diakonie ›selbstverständliche Funktion« der Kirche und diese Beziehung daher keiner tiefgehenden Kritik und Verständigung wert. Solange die Kasse stimmte, gab es sehr wenig Diskussionsbedarf über die Kirchlichkeit von Diakonie.⁷ Der Streit der beiden alten Damen hat erst in der jüngeren Vergangenheit wieder Belebung erfahren. Die Finanzierungsfragen machen nun aber die grundlegenden Probleme offenbar: Die Diakonie erwartet von ihrer Kirche, dass sie sich für diakonische Aufgaben in Wort und Tat verantwortlich weiß. Der Sparzwang der letzten Jahre auf Seiten der Kirche steht aber aus Sicht der Diakonie im Widerspruch zur Fürsorgepflicht der Kirche. Die Diakonie werde zum Bittsteller, wenn die Kirche ihre finanzielle Verantwortung nicht ernst genug nehme.

Umgekehrt erwartet die Kirche von ihrer Diakonie, daß sie sich als kirchliche Diakonie versteht. Zur Einheit von Diakonie und Kirche gehöre daher auch die gemeinsame Klärung von Prioritäten und Posterioritäten in den Aufgaben- und Arbeitsschwerpunkten, die die Diakonie im Auftrag der Kirche erfüllen soll. Die Kirche werde zum reinen Geldgeber, wenn die Diakonie nicht bereit sei, über diese Sachfragen zu diskutieren und angesichts leerer werdender Kassen den Zwang zum Sparen mitverantwortlich zu gestalten.

⁶ Art. 38 Abs. 2 der Kirchenverfassung der Ev.-Luth. Kirche in Bayern

⁷ Lästige kritische Anfragen von Theologen zu den Folgen der Ökonomisierung von diakonischen Bereichen wurden innerhalb der Diakonie mit derselben Selbstverständlichkeit überhört, wie umgekehrt im Raum der Kirche über den Missbrauch hinweggesehen wurde, eigene kirchliche Maßnahmen mit Hilfe von Geldern, die in der Diakonie erwirtschaftet wurden, zu finanzieren. Oder mal eben ›über die Diakonie« zu telefonieren.

Der Zwang zur Wirtschaftlichkeit und zum Sparen steigt.⁸ Kritische Anmerkungen von Seiten der Kirche zur Gefahr einer rein wirtschaftlichen Orientierung eines ›Unternehmens Diakonie‹ treffen mittlerweile auch innerhalb der Diakonie nicht auf taube Ohren. Der Spagat zwischen Wirtschaftlichkeit und kirchlichem Auftrag wird besonders für kleinere Träger zur Zerreißprobe – zu Lasten der Mitarbeitenden und derer, die diakonische Hilfe bedürfen.⁹

Hinter den kritischen Anmerkungen verbirgt sich im Raum der Kirche auch die Befürchtung, das Aushängeschild ›Diakonie‹ könne in ein schlechtes gesellschaftliches Licht geraten und damit auch der Kirche abträglich sein. Es ist offensichtlich Teil der Überlebensstrategie der Kirche, ihren gesellschaftlichen Nutzwert mit dem Aushängeschild Diakonie zu verbinden.¹⁰

Ha, lernfähig! Raffiniert bist Du gewesen! rief die Diakonie. Ich war immer Dein Feigenblatt. Mit Dir ging's immer mehr bergab, aber ich wurde immer gebraucht. Was wärest Du ohne die Gemeindeschwestern vor Ort gewesen? In die Kirche gingen immer weniger Leute, aber die Gemeindeschwester kam zu den Menschen.

In der Krise konzentriert sich die Wahrnehmung auf die Defizite. Der Sog des defizitären Denkens prägt die Orientierung. Die Sprache verrät es: Es wird appelliert, ins institutionelle Gewissen geredet, von gemeinsamer Glaubwürdigkeit und Verantwortung gesprochen, die Einheit von Kirche und Diakonie beschworen. Dies ist die Sprache der Krise und der Krisenbewältigung. Daß Krise nicht nur eine Bedrohungssituation ist, sondern – im Sinne des griechischen Wortes *krisis* – vor allem eine Situation charakterisiert, in der sich etwas entschei-

8 Der Streit um die Finanzen steht auch im Kontext eines zusammenwachsenden Europas. Das deutsche Sozialmodell der Anspruchsberechtigung hat auf der europäischen Ebene keine Mehrheit gefunden. Die Tatsache, dass sich in der Europäischen Union sehr deutlich diejenigen Modelle durchgesetzt haben, die nach französischem Vorbild mit einem Planungsansatz, Zielbestimmungen und entsprechenden Budgets arbeiten, hat Folgen für die diakonische Arbeit.

9 Siehe dazu auch den Beitrag von Prof. Dr. Gerhard Heß »Pfleger in der Zukunft: Die Not ambulanter und stationärer Pflegeeinrichtungen am Beispiel Nürnberg-Mögeldorf« im Lorenzer Kommentarheft zum Thema: »Pfleger in der Zukunft. Das Überleben der diakonischen Einrichtungen und die Folgen für die Pflegebedürftigen«. Kommentartagottesdienst St. Lorenz, Nürnberg vom 28. 5. 2000.

10 Die Entscheidungen der Arbeitsrechtlichen Kommission des Diakonischen Werkes der EKD zur Senkung des Gehaltsniveaus niedriger Lohngruppen im Herbst 1998 wurden u. a. deshalb so heftig in Kirche und Öffentlichkeit diskutiert, weil die Glaubwürdigkeit diakonisch-kirchlichen Handelns auf dem Spiel steht, wenn die Kirche vorrangig mit der Arbeit der Diakonie Werbung für sich in der Öffentlichkeit macht.

det, ist Allgemeinplatz geworden. Die Frage stellt sich nur, welche Wege aus der Krise gegangen werden sollen. Welche Fragen werden für richtungsweisend angesehen?

Sorgenvolle Fragen verweisen auf eine sich bereits abspielende Grenzüberschreitung: Widerspricht eine Dienstleistungskonzeption nicht dem diakonischen Dienstverständnis, wenn Hilfehandeln aufgeteilt werden kann in einzelne, abrechenbare Handlungen? Wird es irgendwann eine Ein-, Zwei- oder Dreisterne-Diakonie geben, die mit dem Bekenntnis der Kirche unvereinbar wäre – nur wer Geld hat, kann diakonische Leistungen dazu kaufen?¹¹

Und dann wolltest Du ganz schlau sein, warf die Kirche ein, und dachtest Dir: Das Feld diakonischer Tätigkeiten ist groß und weit. Aus den Gemeindediakoniestationen wurde ein flächendeckendes Netz von zentralen Diakoniestationen geschaffen. Zunächst ging alles gut. Allerdings ermöglichte es der Staat, dass auch private Anbieter auf dem Markt sozialer Dienstleistungen antreten konnten. Die Zahl der Anbieter wurde immer größer. Um das Geld, das der Staat für soziale und diakonische Arbeit zahlt, entstand ein Verteilungskampf, weil das Angebot größer war als der Bedarf. Die Begleiterscheinungen des Marktes waren und sind Maßnahmen zur Qualitätssicherung, der Umbau von Rechts- und Organisationsformen und der Zwang zum Sparen. Und mit der Einführung der Pflegeversicherung wurden die Sachzwänge des Marktes für Dich noch größer: Pflege mit der Stoppuhr, Optimierung und Effizienz im Personalbereich und bei den Arbeitsabläufen u. a. m. Du hast diesen Markt gesucht, aber auch dieser Markt sucht seine Opfer...

Wen wundert es jetzt noch, daß in der kirchlichen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit die Frage, ob die Diakonie noch kirchlich sei, mittlerweile auf allen Ebenen virulent ist? Waren bisher eher die Leitungsebenen in Kirche und Diakonie mit dieser Frage beschäftigt, so hat durch die Auswirkungen der Pflegeversicherung die Diskussion auch die Basis erreicht: Ist das noch christliche Diakonie, wenn im strikt begrenzten Raster der pflegerischen Tätigkeiten, die durch die

11 Es gehört scheinbar zur Geschichte der Kirche, dass der Bekenntnisnotstand immer erst fünf vor zwölf ausgerufen wird, statt am frühen Morgen, wenn die Arbeit beginnt. Solange alles gut geht, fragt die Kirche so wenig nach ihrem Bekenntnis wie die Gesellschaft nach ihrer Moral: Der Auseinandersetzung mit dem Bekenntnis wird keine formende Kraft für Entwicklungen zugestanden. Erst wenn die Grenzüberschreitung augenfällig wird, wird der Ruf nach dem Bekenntnis lauter. bzw. erst gehört. Gegen solche Instrumentalisierung des Bekenntnisses hilft nur das Eine: das Evangelium morgens früh hören, wenn die Arbeit beginnt.

Pflegeversicherung abgedeckt sind, für menschliche und seelsorgerliche Tätigkeiten scheinbar keine Zeit und kein Platz mehr ist?

Die Einheit von Kirche und Diakonie besteht in der engen Bindung an das Bekenntnis der Kirche. Der Frage, wie kirchlich die Diakonie ist, wird sich Diakonie und Kirche weiterhin stellen müssen. Als grundsätzliche Kritik an der Diakonie wäre sie allerdings ungerecht gegenüber den vielen Mitarbeitenden in der Diakonie, die sich selbstverständlich als kirchliche Mitarbeitende verstehen. Eine lange Zeit hat die Kirche von der Diakonie gelebt. Die umgekehrte Fragerichtung muss heute lauten: Was ist der Kirche die Diakonie wert?

Andererseits wird es für die Diakonie von existentieller und essentieller Bedeutung sein, die kritische Begleitung ihrer Konzepte, Pläne, Entscheidungen und Beschlüsse selber zu wollen. Eine unkritische Verortung der Diakonie in den Kontext der Anbieter auf dem Wettbewerbsmarkt der Dienstleistungen muss sich die Frage gefallen lassen, wie es möglich ist, dass Menschen, die vom marktwirtschaftlichen System beschädigt wurden, nun auf ein Hilfesystem treffen können, das genauso funktioniert wie das System, das sie beschädigt hat? Dass dies denkbar und möglich geworden ist, ist eine Wunde, die brennt und nicht heilen will.

*Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen, rief die Diakonie dazwischen. Warte nur: die ISO-Norm fürs Pfarramt kommt schon noch. Bald wirst auch Du zertifiziert! Oder hast Du was gegen Qualität und Professionalität?*¹²

12 Der Bericht des Vorsitzenden des Diakonischen Rates, Dekan Walter Luithardt, an der Mitgliederversammlung vom 5. Juli 1999 (abgedruckt als Anlage zum Protokoll der MV unter TOP 2) weist darauf hin, dass in einem Gespräch mit dem damals scheidenden Landesbischof Hermann von Loewenich besonders »hervorgehoben wurde, dass Entwicklungen in der Diakonie, wie Fragen der Qualitätssicherung und Leistungsbemessung, künftig auch für die Landeskirche an Bedeutung gewinnen« (S. 3f. des Berichts). Diese Entwicklung in der Kirche findet statt – teils öffentlich wahrnehmbar in ihren Auswirkungen, teils unbemerkt in ihren strategischen Anfängen und mittlerweile ideologischen Durchführungen. Die Frage nach der Qualität der Dienstleistungen im Pfarramt und nach dem Pfarrer als Dienstleistungserbringer stehen dabei im Zentrum der Überlegungen. Diese »Praxis« der Kirchenleitung hat mittlerweile Konjunktur. Die bekenntnisorientierte Frage, in welcher Weise Pfarrer und Gemeinde einander zugeordnet sind im gemeinsamen Dienst im Amt der Verkündigung, gehört für diese »Praxis« eher zu den übergeordneten theologischen Präambelfragen. Eine Reflektion dieser »Praxis« aufs Bekenntnis hin findet – wenn überhaupt – nur selektiv statt. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Fragen lässt sich aber nicht durch eine Über-, Unter- oder Nebenordnung harmonisieren. Denn er ist vom Grundansatz her ein Widerspruch, der nur im Hören auf Evangelium und Bekenntnis überwunden werden kann.

Nimmt man die Einheit von Diakonie und Kirche in ihrer Bindung an das Bekenntnis ernst, dann versteht es sich von selbst, dass die Krise der Diakonie auch die Krise der Kirche ist. Und was zur Krise in der Diakonie gesagt worden ist, gilt auch für die Krise der Kirche¹³: »In der Krise konzentriert sich die Wahrnehmung auf die Defizite. Der Sog des defizitären Denkens prägt die Orientierung¹⁴. Selbstkritik ist notwendig. Aber welche Fragen weisen aus der Krise? Woran orientiert sich die Selbstkritik? Von welchen Bezugspunkten her wollen wir fragen?

Die Hoffnung auf Steuerungsinstrumente von außen verstellen den Blick auf die Quellen der eigenen geistlichen Erneuerung. Wenn der Hinweis auf die Bekenntnisbindung von Diakonie und Kirche kein frommes Lippenbekenntnis sein will, dann ist eine ganz andere Denkorientierung nötig, nämlich umgekehrt zu fragen: Wie diakonisch ist die Kirche? Andernfalls gerät die – besonders von Theologen gerne traktierte – Frage, wie kirchlich die Diakonie noch sei, zu einem durchsichtigen Manöver, das von der eigenen Unbusfertigkeit ablenken soll. Der instrumentelle Gebrauch des Bekenntnisses sieht die Bekenntniskeule immer auf das Haupt der anderen niederfahren, während im eigenen Haus das Bekenntnis wie das Kreuzifix ganz nach oben gehängt wird, wo's kaum einer sieht: in den theologischen Theorie-Winkel der Präambel.

Nach einem Wort des praktischen Theologen Fulbert Steffensky sind »Bußrufe [...] Verlockungen zu einem Leben, das noch aussteht und noch nicht versucht wurde.«¹⁵ In diesem Sinn: Welche Verlockungen beinhaltet die Frage, wie diakonisch die Kirche lebt?¹⁶

13 Insbesondere nach den Vorgängen im Münchener Kirchengemeindeamt ist die selbstkritische Orientierung an den eigenen Defiziten nicht nur sympathisch, sondern sogar zwingend notwendig.

14 Die Frage eines Kabarettisten aus dem Allgäu, wie sehr sich die Wirklichkeit der kirchenleitenden »Praxis« (die sich engagiert an den Fragen orientiert, wie effizient Pfarramt und Pfarrer arbeiten; wie qualitätssichernde Gemeindeleitung aussehen könnte; wie das Bild der Kirche in der Öffentlichkeit verbessert werden kann) der satirischen Spekulation bereits angenähert hat, bestätigt als Frage nur die Sogwirkung des Defizitären. Das Bild der Kirche in der Öffentlichkeit ist kein spannendes Thema. Die Inhaltslosigkeit des präsentierten Bildes dagegen provoziert die ironische Spitze: »Seid ihr in der Kirche nicht ein bißchen unverschämt? Ihr macht uns Kabarettisten mit Eurer Realsatire arbeitslos!«

15 So Fulbert Steffensky im Kapitel »Umkehr. Unterbrechung der glatten Abläufe« in seinem Buch: *Feier des Lebens. Spiritualität im Alltag*, Stuttgart 1984 (S. 113)

16 Siehe dazu auch die soziologische Beschreibung eines Zwei-Welten-Modells von Diakonie und Kirche: »Einer hoch kompetenten, gesellschaftlich anerkannten und in den Sozialstaat integrierten Organisation stehe die Gemeinde gegenüber, in deren Praxis soziale Verantwortung verkümmert sei« und häufig nur noch individuell gepflegt werde. So Renate Zitt in: *Diakonische Gemeinde – ein Traum* (danken&dienen 1998 S. 32)

In einer Einführungspredigt für sechs Gemeindeschwestern zu ihrem Dienst in einer Diakoniestation wird dieser Frage nachgegangen: »Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht – dieses kann jeder tun. Das Pflegen bedarf besonderer Gaben und eines besonderen Wissens, und das Heilen kann eh nur Gott allein. Aber Kranke besuchen und Nähe schenken ist ein Amt, das gehört der Gemeinde und nicht den Profis im Pflegedienst. Und so gesehen, liebe Gemeinde, sind diese sechs neuen Gemeindeschwestern, die heute im Gottesdienst in ihre Arbeit eingeführt werden, nicht Ihr gutes Gewissen, nach dem Motto ›Die machen das schon, die haben das ja schließlich gelernt, ich bin ja auch Mitglied im Diakonieverein und zahle dafür‹. Sondern sie sind Ihr schlechtes Gewissen, weil Sie jedes Mal, wenn Sie eine Gemeindeschwester in ihrem Auto sehen, durch ihre schiere Existenz danach gefragt werden: ›Wo ist denn mein Platz in der Geschichte, die Jesus mit seinen Kranken haben will?‹«¹⁷

Wo ist denn mein Platz in dieser Geschichte? In der Homiletik, der Lehre vom Predigen, mag die Drohung mit dem schlechten Gewissen grundsätzlich nicht erwünscht sein, aber in dieser Frage kennzeichnet sie genau das Problem: die Arbeit der Diakoniestation wird als Feigenblatt, als gutes Gewissen, als gesellschaftliches Aushängeschild angesehen. Was als Jesu Auftrag jedem Christen gesagt ist, wird dabei gewollt oder ungewollt als Dienstauftrag für Profis gehört.¹⁸ Während nach reformatorischer Auffassung dieser Auftrag der *communio sanctorum*, der Gemeinschaft der Heiligen, gilt, nehmen nur wenige Heilige treu den Auftrag ihres Herrn wahr und besuchen z. B. die Kranken der Gemeinde.

Der Eindruck, dass der »allgemeine Priesterstande aller getauften Christen«¹⁹ oft nichts von seiner Berufung weiß bzw. nichts wissen kann oder will, hat ver-

schiedene Gründe. In unserer Kirche ist die Rede vom »allgemeinen Priestertum« zum Kampfbegriff²⁰ mutiert um Rechte und Machtpositionen zu erreichen; um ein Gegengewicht zu schaffen gegenüber der Theologen-Kaste, während der umgekehrte Missbrauch darin besteht, dass die Letztgenannten dieselbe Wendung benutzen um jemand zur Mitarbeit zu überreden oder zu nötigen.

Zum anderen suchen und fördern wir nach eigenem Anspruch ehrenamtliche Arbeit, aber es fällt uns schwer, Menschen für ein bestimmtes Amt anzusprechen. Es werden Qualifikationen, Fortbildungen und effiziente Funktionalität ausgelobt, aber immer weniger wird dieses oder jenes bestimmte Amt hervorgehoben und geachtet, das den bereits vorhandenen Gaben eines Gemeindegliedes Raum geben könnte.

Und so verschwindet mit der Achtung und Wahrnehmung eines bestimmten Amtes auch die Erfahrung der Berufung dazu. Und mit der ausbleibenden praktischen Erfahrung, für ein bestimmtes Amt angesprochen und berufen zu werden, schwindet auch die Vorstellungskraft von der Notwendigkeit des Amtes, z. B. Kranke zu besuchen.

In unserer Kirche ist die Vorstellung, sich aufgrund persönlicher Präferenzen für ein bestimmtes Ehrenamt zu bewerben, gängig geworden, weil es eher dem demokratischen Verständnis der Teilnahmemöglichkeit für alle entspricht. Berufung erscheint diesem Denken eher als autoritärer Vorgang, im günstigen Fall höchstens als antiquiert und überholt. Der Gegensatz zwischen Bewerbung und Berufung scheint auf den ersten Blick etwas formalisiert und überzogen. Die Befürworter von Entwicklungsprojekten und ihre Kritiker sind sich sicherlich darin einig, dass es eine wichtige Aufgabe ist, Gaben zu entdecken und Menschen anzusprechen. Worin unterscheiden sich Bewerbung und Berufung?

20 Die Frage stellt sich: Welche Rechte und Pflichten ergeben sich aus der priesterlichen Würde eines Getauften? Und vor allem: sind diese identisch mit unseren demokratischen Rechten und Pflichten? Diese Fragen sollen nicht dem Zweck dienen, einen demokratiefreien Raum innerhalb unserer Kirche zu reklamieren, sondern sie können genau umgekehrt Denkanstöße geben: Wenn Verstehen und Verbessern von Demokratie in Theorie und Praxis ein unabgeschlossener Prozess sein darf, dann muss die gegenwärtige Demokratie nicht zwangsläufig als säkulare Fassung des allgemeinen Priestertums verstanden werden, sondern es sollte uns neugierig machen, welche Impulse für das Demokratieverständnis vom allgemeinen Priestertum zu erwarten sind. An dieser Stelle kann nur angedeutet werden: Was bedeutet die biblische Gerechtigkeit für den Pluralismus und die Vielfalt in der christlichen Kirche – wenn es also nicht darauf ankommt, ob jemand Recht hat oder Recht bekommt, sondern ob es eine gemeinsame Praxis gibt, in der Recht geschaffen wird? Gibt es eine biblische »Demokratie«, die die moderne Demokratie weder überhöht noch verneint, sondern sie transzendiert?

17 Aus einer »Predigt zur Einführung von sechs neuen Gemeindeschwestern in der Diakoniestation Rednitzhembach, Dekanat Schwabach am 16. 10. 1994« über Jakobus 5, 13–16, die mir vom Verfasser, Gerhard Wendler, damaliger Geschäftsführer des Diakonischen Werkes Schwabach, zur Verfügung gestellt wurde.

18 Je stärker der Wirtschaftlichkeitsdruck auf die Profis steigt, desto stärker wird das schlechte Gewissen eben derselben Profis, die sich eigentlich als kirchliche Mitarbeiter verstehen. Wenn die Kirche diese Entwicklung in der Diakonie – für die sie auch mit verantwortlich ist – kritisiert ohne selbst Busse zu tun, dann ist dies heuchlerisch und nicht bekenntnisgemäß. Die Blindheit, auf ähnliche »falsche Pferde« in der eigenen Entwicklung zu setzen, ist dann allerdings konsequent.

19 Martin Luther spricht in der sechsten Predigt über den 110. Psalm am 9. Juni 1535 (WA XXI, 210, 14–25) vom »allgemeinen Priesterstande aller getauften Christen«. Der Begründung aus der Taufe folgt theologisch konsequent ein Verständnis des Sakraments im Abendmahl, dessen Zugang nicht – wie nach katholischer Lehre – dem einen Priester vorbehalten ist, sondern an dem alle Anteil haben, die aus der Taufe gekrochen sind und so »alle zugleich Priester sind.« (ebd.)

In einer Kirchengemeinde wird es immer Mutige und Fähige geben. Und nicht immer sind die Mutigen auch fähig zu einem Amt, und nicht immer sind die Fähigen auch mutig zu einem Amt. Gerade deshalb gehört es zur Aufgabe der *communio sanctorum*, die Mutigen fähig und die Fähigen mutig zu machen. Dieser Vorgang kann z. B. die Einrichtung eines Besuchsdienst und die Teilnahme an Fortbildungen mit den entsprechenden Qualifikationsnachweisen einschließen, ist aber nicht identisch mit ihnen.

Gaben und Fähigkeiten entdecken und Menschen daraufhin ansprechen ist *selbst* eine Gabe, ein Charisma, dass sich nicht irgendwie demokratisch ausdifferenzieren lässt in einen eher allgemeinen Fortbildungsprozess. Einem Gemeindeglied wird eine Gabe geschenkt und er/sie kann durch Übung und Fortbildung damit wuchern. Ein anderes Gemeindeglied kann noch so viele Fortbildungen machen ohne dieselbe je zu haben, hat aber eine andere Gabe. Das Charisma, Gaben und Fähigkeiten zu entdecken und Menschen persönlich anzusprechen, sie mutig zu machen und dabei Eignung, Neigung und Bedarf unterscheiden zu können, ist vielen Gemeindegliedern gegeben.²¹

Es gibt viele Ehrenämter in unserer Kirche. Zu manchen drängeln sich die Menschen, andere fristen ein Schattendasein. Die Freiheit, eine Berufung abzulehnen, besteht immer. Die Gewißheit, in dieser Gemeinde für ein bestimmtes Amt gewollt, gebraucht und berufen zu sein, kann aber auch frei machen, die Aufgabe anzunehmen und wahrzunehmen. Manchmal folgt die Entdeckung der eigenen Gaben und die Freude daran dem Ja zur Berufung erst nach. Der Gedanke einer Berufungspraxis mag etwas steil und formalisiert klingen, aber die Gewissheit, gebraucht, gewollt und berufen zu sein, hat für Gemeindeglieder einen höheren Grad in der Achtung ihres Ehrenamts als der Nachweis, Fortbildungen besucht zu haben.²²

Die Berufung durch die Gemeinde am Ort ist eine nicht immer leichte²³, aber

21 Sie ist nicht zwangsläufig die Gabe eines Pfarrers. Weder theologische Ausbildung noch Ordination oder Fortbildungen zu »Führen und Leiten in der Kirche« können diese Gabe vermitteln.

22 Dass Berufung eine Bewerbung sowie Fortbildung nicht ausschließen muss, ist eine nachgeordnete Frage.

23 Die Praxis der Berufung ist nicht immer leicht, weil sie auch bedeuten kann, einem Gemeindeglied sagen zu müssen: »Für dieses Amt bist du nicht geeignet.« Weder das Aussprechen noch das Sich-gesagt-sein-Lassen sind leicht, und sicherlich wird es auch an dieser Stelle auf beiden Seiten zu Fehlurteilen kommen. Aber es gehört zur Qualität der geistlichen Leitung, deutlich zu machen, dass sich dieses Urteil auf die Gabe, ein bestimmtes Amt wahrzunehmen, bezieht und nicht auf den Menschen als solchen. Teil der Verantwortung der Gemeinde bleibt es, mit dem mutigen Gemeindeglied eine Aufgabe, ein Amt zu finden, und zu erkunden, was der Wille Gottes für ihn sei.

für eine Gemeinde wichtige kommunikative Praxis. Sie ist wichtig, weil sie die Verantwortung der Gemeinde für ihr Amt der Verkündigung in Wort und Tat ebenso ernst nimmt wie die Achtung der Charismen, der Gaben der Gemeindeglieder.

Sie ist kommunikativ darin, dass sie aus der Kommunikation im Evangelium kommt. Wenn eine Gemeinde durch die mit diesem Charisma begabten Kirchenvorsteher, Pfarrer oder Gemeindeglieder ein bestimmtes Gemeindeglied mutig machen möchten (z. B. zum Besuchsdienst), ist das Hören auf das Evangelium immer ein gemeinsames Hören. Etwas steil gesagt: in dieser Praxis kommuniziert das Evangelium mit allen: Kirchenvorsteher, Pfarrer und Gemeindeglieder, die als Gemeinde hörend und verstehend handeln. So kann Berufung geschehen: in der »kommunikativen Praxis, gemeinsam »zu erkunden, was da sei der Wille Gottes« (Röm. 12,2)«.²⁴

Was bedeutet dies für das diakonische Handeln einer Kirchengemeinde? Der Gedanke eines Generationenvertrages zwischen denen, die jetzt Hilfe geben können und später selber Hilfe brauchen, und denen, die geholfen haben und jetzt Hilfe brauchen, kann eine Möglichkeit sein, kreative Phantasie²⁵ zu entwickeln. Die Einsicht dazu kommt nicht von selbst. Wer jetzt gut lebt, kann sich nicht vorstellen, wie das ist, wenn er krank und pflegebedürftig ist. Die gedankliche Idee allein schafft keinen Wandel. Nur die praktische Erfahrung verwandelt unser

24 Das »Goldene Dreieck« Eignung – Neigung – Bedarf braucht einen Ort, wo die drei Seiten dieses Dreiecks aufeinander bezogen bleiben: Die Gemeinde ist nicht per se der bessere Ort, sondern weil an diesem Ort die drei Seiten eng und konkret aufeinander bezogen bleiben können. Sonst stehen Betroffene und Gemeinde vor einem Trilemma: Die Neigung zur Fortbildung für ein Amt bedeutet nicht zwangsläufig eine Eignung. Die Eignung trifft nicht immer zwangsläufig auf einen Bedarf in der Gemeinde. Und der Bedarf schließt nicht zwangsläufig ein, dass Eignung und Neigung entdeckt werden. Der Frust, nach einer Fortbildung doch nicht in der Gemeinde gebraucht oder gewollt zu werden, kann für die betroffenen Gemeindeglieder wie für die Gemeinde zum »Bermuda-Dreieck« werden: Beide können einander verloren gehen.

25 Eine Möglichkeit ist in diesem Zusammenhang die Einladung zur Einrichtung eines Besuchsdienstes, was zunächst nichts Neues ist. Entscheidende Voraussetzung ist aber nicht nur die ideelle Unterstützung durch den Kirchenvorstand, sondern auch das politische Wollen. Die Dienstpflicht eines Pfarrers, Menschen seelsorgerlich zu begleiten, ist dem Besuchsdienst zugeordnet, kann ihn aber nicht ersetzen. Ein Besuchsdienst ist das Amt der Gemeinde und nicht die persönliche Spielwiese oder die Dienstpflicht eines Pfarrers. Nötig und hilfreich ist auch die Zusammenarbeit mit den Pflegekräften der Diakoniestationen. Die Zusammenarbeit von Pfarrer und Gemeinde – seien es Kirchenvorsteher oder andere Glieder der Gemeinde – sowie den Pflegekräften ist für die ganze Gemeinde ein Signal. Was wichtig ist, erhält auch durch Personen Gewicht und Bedeutung.

Denken. Solange wir das Wort vom ›Priestertum aller Gläubigen‹ nur als Bewusstseinskategorie ansehen und darauf hoffen, dass die Idee allein das Bewusstsein der Gemeindeglieder verändern kann, bleibt alles nur klagende Sonntagsrede.²⁶ Nötig ist deshalb das direkte und persönliche Gespräch mit Gemeindegliedern, in dem für die Angesprochenen am Ende deutlich werden kann, dass sie gebraucht und berufen sind.

Eine Fülle von Möglichkeiten warten auf den, der bereit ist, etwas von seiner Zeit zu geben. Wir brauchen die Generation der 40 – 60 jährigen und wir können ihnen ganz konkret sagen: Dort wartet dieser oder jene auf dich. Dankbarkeit von denen, die besucht werden, ist eine große Belohnung. Zeit kann geschenkt werden und sie wird gefüllt mit Freude. Sicher auch mit Traurigkeit, sicher gibt es auch schwierige Situationen zu bewältigen, aber nie werden wir mehr getröstet, wie wenn wir selber gehen um zu trösten. Gerade in solchen Anfechtungen wird deutlich, dass die Formel ›Helfer – Geholfene‹ wenig taugt, wenn nicht gar vollkommen falsch ist, weil sie Erwartungen auf beiden Seiten aufbaut, die nicht erfüllbar sind. Manchmal können wir nicht helfen, sondern nur schweigen, beten, weinen mit den Weinenden, einfach da sein und uns gemeinsam der grossen Diakonie Gottes überlassen. Diakonische Gemeinde sein heisst: Diakonie an ihren Gliedern, an den Helfern *und* an denen, die Hilfe bedürfen.

Diakonischer Gottesdienst ist eine weitere Antwortmöglichkeit auf die Frage, was eine diakonische Kirche ist. Dabei geht es nicht allein um diesen oder jenen grossen Diakonie-Gottesdienst. Das Anliegen der Diakonie (damit ist dann meistens die Diakoniestation gemeint) in einem Gottesdienst der Gemeinde nahe zu bringen, darf sich nicht darauf beschränken, wichtige Persönlichkeiten der Diakonie predigen zu lassen bzw. auch mal wieder über die Diakonie zu sprechen.²⁷

Entscheidend wird die Verständigung darüber sein, ob Diakonie-Gottesdienste nur als Teil des gottesdienstlichen Angebots verstanden werden sollen, oder ob wir diakonische Gottesdienste feiern wollen. Was ist ein *diakonischer* Gottesdienst?

Wer andere trösten will, braucht selber Trost, braucht das Hören auf das Evangelium, braucht den Zuspruch des Heiligen Geistes, braucht das Gebet in Dank und Fürbitte, braucht den Segen für die kommende Woche und für sein Leben.

²⁶ Die Schwierigkeiten, die die Entwicklungsprojekte mit der Umsetzung und Vermittlung zu den Gemeinden hin haben, zeigen, wie auch hier am Bewusstsein gearbeitet wird. Auch die projektierte Idee bleibt Sonntagsrede: In den Projektbüros wird gepfiffen, aber die Gemeinden wollen nicht tanzen.

²⁷ Gemeinsame Diakonie-Gottesdienste mit den Pflegekräften der örtlichen Diakoniestationen sind wichtige Signale für die Gemeinde, dass sich die beiden Damen Kirche und Diakonie gegenseitig wahrnehmen.

Wer andere trösten will, muss nicht in einem eigenen Bewusstseins-Akt vermittelt bekommen, dass er Trost brauche. Er wird ihn suchen – und der gemeinsame Gottesdienst ist die entscheidende, wenn auch nicht einzige Möglichkeit dazu: Die Begleitung von Besuchsdiensten durch Hauptamtliche ist wichtig: sie kann helfen, Ängste abzubauen, Verstehen und Verständnis zu fördern, Rat und Hilfe weiterzugeben.

Aber das Evangelium kann sich niemand selber sagen. Im aktiven Hören darauf wird es zugesprochen. Diakonischer Gottesdienst meint Diakonie an den eigenen Gemeindegliedern, er »führt gewissermaßen in die ›Grammatik‹ christlichen Lebens und Handelns ein«²⁸ um die hörende Gottesdienstgemeinde mutig und fähig zu machen, eine lebendige Sprache des Trostes weitergeben zu können, weil sie selbst in ihr lebt und in ihr kommuniziert.

Diakonischer Gottesdienst kann das Vertrauen stärken, dass Gottes Geist von selbst wirkt. Eine radikale Kommunikation im Evangelium²⁹ unterscheidet in der liturgischen Sprache des Gottesdienstes die *Aufmerksamkeit* auf die Nöte und Hoffnungen der Menschen von der *Verheissung*, dass nur Gott selbst allen Kleinglauben und alle Anfechtungen überwinden kann. Im Gegensatz zu den liturgisch festgelegten Teilen des Gottesdienstes³⁰ setzt sich in unserer Gottesdienstsprache in den sprachlich-liturgisch offenen Teilen³¹ immer mehr eine Anhäufung von Appellen, Wünschen, Ermahnungen, Leitbildern, Schönreden, Absichtserklärungen und Intellektualisierungen durch.

Es wird nicht mehr deutlich unterschieden zwischen dem Handeln Gottes und dem der Menschen. Die Folge ist das »marktgemäße Prinzip von professio-

²⁸ Vgl. These IVa in: Evangelium Hören, Nürnberg 2000, 3. Auflage, S. 19

²⁹ Vgl. These IIb in: Evangelium Hören, ebd. S. 14

³⁰ Dazu gehören: Segensgruss zu Beginn und am Ende, Introitus, gemeinsam gesprochenes Sündenbekenntnis, Kyrie, Gloria, biblische Lesungen sowie die dazu gehörigen Lobrufe, Antwortgesänge und Glaubensbekenntnis, Predigttext, Kanzelsegen, Präfation und Präfationsgebet, Sanctus, Einsetzungsworte im Abendmahl, Friedensgruss, Agnus Dei, Vaterunser, Danksagung.

³¹ Dazu gehören: Begrüssung, Vorbereitungsgebet, Kollektengebet, Predigt, Kanzelschlussgebet, Epiklese und Anamnese in der Abendmahlsliturgie, Fürbittengebet und teilweise auch die Segensformulierungen. Auch die Auswahl unter den Liedern zeigt diese Anhäufung: in Haupt- und Regionalteil des Evangelischen Gesangbuchs finden sich im unter ›Glaube, Liebe, Hoffnung‹ (ohne Tagzeitenlieder) an neueren Liedern des 20. Jahrhunderts zu ›Rechtfertigung und Zuversicht‹ drei, zu ›Umkehr und Nachfolge‹ fünf, zu ›Sterben und ewiges Leben‹ keine, während zu allen anderen sechs Themen zusammen 74 neue Lieder, also im Durchschnitt 12–13, getextet und komponiert bzw. gesammelt wurden. Auch die Liedtexte selbst (besonders bei neueren, aber auch alten Liedern) sprechen oft die Sprache des Wünschens und des Appells, z. B. in EG 417 »Herr, lass alles, alles hier auf Erden, Liebe, Liebe werden« – ein Wunsch, dessen Erfüllung hier auf Erden der biblische Gott nicht verheissen hat.

nellen Akteuren auf der einen Seite und Rezipienten auf der anderen Seite«³². Die ersteren wissen, wofür es in Predigt und gottesdienstlicher Sprache zu werben und zu appellieren gilt, und den letzteren bleibt nur noch die Möglichkeit, dazu Ja oder Nein zu sagen bzw. mit den Füßen abzustimmen. Ein gemeinsames Einstimmen in den Weg, den Gott seine Gemeinde führen will, kann nicht stattfinden, weil nicht mehr unser Wille von Gottes Willen, nicht mehr unser Handeln von Gottes Handeln unterschieden werden kann: Es gibt die einen, die das Evangelium ›haben‹ – und es gibt die anderen, die erreicht werden sollen. Dann kommunizieren Akteure und Rezipienten, Helfer und Geholfene, Tröster und Getröstete, Mitarbeitende und Gemeinde, Anbieter und Kunden *mit* dem Evangelium. Es kommt aber darauf an, dass sie sich als Gemeinde verstehen, die *im* Evangelium kommuniziert, sich im Hören rufen lässt zum diakonischen Tun. So kann aus dem Gottesdienst heraus diakonisches Handeln möglich werden. Diakonischer Gottesdienst heisst: Diakonie an den eigenen Gemeindegliedern im Gottesdienst.

Eine in diesem Sinn diakonische Gemeinde kann z. B. auch Jugendarbeit als diakonische Arbeit verstehen. Ein Vergleich von diakonischer Krankenpflege und diakonischer Jugendarbeit macht deutlich: Diakonisches Helfehandeln in der Pflege der Kranken und Alten fragt nicht nach der Christlichkeit oder Kirchlichkeit der betroffenen Menschen, sondern hilft, weil es notwendig ist – durch diakonische Gottesdienste, Gebet, Geld, hauptamtliches Personal und Achtung der ehrenamtlich Mitarbeitenden.

Im Vergleich: Eine Gemeinde, die ihr diakonisches Helfehandeln für Jugendliche ernst nimmt, fragt nicht, wie es denn um den Glauben von Jugendlichen im Treff bestellt ist, sondern hilft, weil es notwendig ist – durch diakonische Gottesdienste, Gebet, Geld, hauptamtliches Personal und Achtung der ehrenamtlich Mitarbeitenden.³³

Diakonisches Helfehandeln in der Jugendarbeit bedeutet aber nicht Versorgung von Kunden und Bedienen eines Klientels durch Angebote, sondern meint Diakonie an Jugendlichen mit ihren Familien als Glieder der Gemeinde. »Das Eigentümliche, wozu die Kirche gerufen ist und rufen soll, ist doch vielmehr, im

³² Vgl. These IVa in: Evangelium Hören 2000, S. 19

³³ Jugendarbeit bedeutet für viele Gemeinden: einen Jugendleiter, Räume, Kicker, Billardtisch und Dartscheibe zur Verfügung zu stellen. Dies allein kann zwar die Bedürfnisse von Jugendlichen befriedigen, führt aber systemimmanent zu weiteren Bedürfnissen. Die Achtung der Jugendarbeit definiert sich so aus der Sicht der Jugendlichen immer stärker durch die Erfüllung oder – angesichts leerer Kassen – durch die Nichterfüllung der Ansprüche. Die Frage nach dem ›religiösen oder christlichen Element‹ in der Jugendarbeit, wie sie dann oft im

Licht des Evangeliums zu erkennen, was ›noch nicht erschienen‹ (1. Joh. 1,3) ist«³⁴. Es bedeutet, mit den Jugendlichen gemeinsam zu erkunden, was denn ihr Platz in der Geschichte ist, die Jesus mit seiner Gemeinde haben will.³⁵ Das aber setzt voraus, dass sie als Glieder am Leib Christi angesehen werden, die jede Hilfe bekommen sollen, die nötig und möglich ist. Das Argument, dass im Gegensatz zum diakonischen Helfehandeln in der Pflege bei solchen Dienstleistungen in der Jugendarbeit nur sehr wenig Einnahmen im Haushalt zu verbuchen sein werden, ist rein wirtschaftlich gesehen zutreffend, aber in der Perspektive einer biblischen Ökonomie wenig geistlich. Die biblische Ökonomie weiss: Die einen säen, andere werden ernten. Daher auch hier die Frage: Was sind uns die Jugendlichen, was ist uns die Jugendarbeit wert?

Eine diakonische Gemeinde, die hilft, weil es notwendig ist, setzt nicht auf niedrigschwellige Angebote um dann wenigstens noch ein bißchen Religiöses ›überzubringen‹, sondern überschreitet selbst die Schwelle, die zur Herzenstür der Jugendlichen führt. Diakonische Jugendarbeit heisst: Diakonie an ihren eigenen Gliedern.

Die Frage, wie kirchlich die Diakonie ist, kann nur im engen Zusammenhang mit der Frage, wie diakonisch die Kirche ist, beantwortet werden. So ist die Einheit von Diakonie und Kirche in der Bindung an das Bekenntnis heute aktueller denn je. Für das Verstehen dieser Einheit ist das Eine unabdingbar: das Evangelium neu hören lernen.

Hm, sagte die Dame Kirche, Generationenvertrag, diakonische Gottesdienste, diakonische Jugendarbeit ... meine Güte, da sind ja Chancen und nicht nur Defizite in der Krise! Und dann drehte sie sich so, dass ihre Schulter die der Dame Diakonie berührte. Vor ihnen lag ein weites Feld ...

Kirchenvorstand etwas vorsichtig und fast verschämt gestellt wird, erscheint Jugendlichen zu Recht als eine Art nachträgliches Zur-Kasse-Bitten: ›Du bekommst was von uns – aber ein bißchen Christlichkeit von Deiner Seite ist dafür schon nötig‹. Das sogenannte Religiöse wird zum Nutzwert. Gegenseitiges Geben und Nehmen in der Jugendarbeit hat aber eine wichtige Voraussetzung: das Verständnis einer Diakonie an den eigenen Gliedern.

³⁴ Vgl. These IVb in: Evangelium Hören 2000, S. 20

³⁵ Welchen Beitrag könnten dazu Gemeinde-Diakonievereine leisten? Ein Diakonieverein, dem die diakonische Begleitung von Jugendlichen wichtig ist, kann die Eltern der Jugendlichen ansprechen, diesen Verein zu unterstützen. Wäre es z. B. nicht auch denkbar, für die Offene Arbeit einen Jugendleiter beim Diakonieverein anzustellen? Diakonie ist mehr als die Förderung und solvente Unterstützung von Diakoniestationen durch einen Verein oder eine gemeinnützige GmbH.

Rainer Oechlen

»Hier ist nichts und da ist nichts«

oder: Was hat die Kirche heute zu sagen?

In meiner Heimat im westlichen Mittelfranken erzählt man sich bis heute gelegentlich die Geschichte von dem – längst dahingegangenen – Pfarrer, der des öfteren mit der Dorfjugend im Wirtshaus saß. Einmal wettete er leicht bezechet, er werde am Sonntag aus dem Stand über jedes beliebige Thema predigen, das er auf seiner Kanzel finden werde. Die Wette wurde abgeschlossen. Wie hoch der Einsatz war, weiß ich nicht mehr. Am Sonntag aber lag, als der Pfarrer auf seine Kanzel kam, nur ein weißes Blatt auf dem Pult, auf beiden Seiten unbeschriftet. Der Pfarrer nahm das Blatt, hob es hoch, zeigte die Vorder- und die Rückseite und sagte: »Liebe Gemeinde! Hier ist nichts und da ist nichts und aus nichts hat Gott die Welt geschaffen.« – Und predigte eine halbe Stunde über die Erschaffung der Welt aus dem Nichts.

Die Moral dieser Geschichte ist nur allzu klar. Ein gewitzter Prediger – in meiner Zeit auch eine Predigerin – predigt jederzeit aus dem Stand über jedes beliebige Thema eine halbe Stunde und mehr. – Nur ist die Frage, ob er oder sie dabei auch etwas sagt.

I.

In einer Rede zum Bußtag 1969 spricht der Schriftsteller Uwe Johnson über die zeitgenössische evangelische Kirche:

»Einmal, es kann dem Bürger nicht ungemein schmeicheln, dass es die Kirche für nötig hält, ihn zu ködern mit bunten Bildern aus Kalifornien, womöglich mit dem passenden Schlager (I lost my heart in San Francisco), damit sie ihm gelegentlich mehr grundsätzliche Andeutungen über seine Lage machen kann. Zum anderen, der Bürger befindet sich gewiss unter den Bedingungen der Wettbewerbsgesellschaft, die die Kirche ihm bei solchen Anlässen als theoretische Hochebene hinzeichnet; Ratschläge müssen ihm willkommen sein, selbst unberechnete. Aber das Individuum im Bürger, um das die Kirche sich die besseren Sorgen macht, hat womöglich mehr einfache Fragen, etwa die, warum es denn zustande kommt, und warum nur für unsere begrenzte Zeit. Nun zählt die Kirche sich zu den wenigen Beratungsfirmen der Erde, die der Welt und dem Leben in der Welt ein System von

Klärungen gegenüberstellen könnten, demzufolge ist der Bürger ausführlich bedient mit der christlichen Sicht auf die Sexualerziehung, die Beatles und die Minoritätsprobleme in Bessarabien, aber wenn es um die Beendigung der individuellen Existenz geht, ist die Äußerungssucht der bescheidwiserischen Instanz eingetrocknet zu trüben und ungreifbaren Formeln, widersprüchlich und widerwillig abgegeben.³⁶«

Ich halte Johnsons Text für prophetisch, einmal weil er den Schaden der Kirche so deutlich offenlegt, vor allem aber, weil er 30 Jahre alt ist und doch klingt, als sei alles heute gesagt.

Wenn Bischöfe – evangelische nota bene! – predigen zu Weihnachten und zu Ostern, dann kann man am folgenden Werktag bei der Lektüre der Zeitung den Eindruck gewinnen, dass die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium ganz im Gegensatz zu Luthers Meinung doch eine sehr ferne akademische Angelegenheit sei. Denn die Prediger »fordern« und »verlangen«, »appellieren« und »kritisieren« – und damit hat es sich dann. Nun könnte man vermuten, dass die Journalisten eben nichts von Predigten verstehen und deshalb über sie berichten, als seien sie Wahlkampfreden. Aber es verhält sich umgekehrt. Die publizistischen Berater unserer leitenden Geistlichen schreiben ihnen die Forderungssätze absichtlich ins Konzept hinein, damit die Presse etwas zu berichten hat. Das Evangelium lässt sich offenbar nicht so leicht in die Sprache der Medien übersetzen.

Das Forum, auf dem die Kirche mitreden möchte, ist der politische Diskurs. Da verstärkt die Kirche am liebsten diejenige Meinung, die in der medialen Öffentlichkeit die höchste Plausibilität genießt – wie man an den kirchlichen Stellungnahmen zum Kosovo-Krieg studieren konnte. »Wir können doch nicht zusehen ...« Nach dieser Melodie waren die Stellungnahmen komponiert. Und es war, als ob alle Arbeit an einer christlichen Friedensethik, die in den letzten Jahrzehnten geleistet wurde, auf einmal irrelevant geworden sei.

Misstrauen in die Ergebnisse der eigenen theologischen Arbeit ist noch das Mindeste, was man der evangelischen Kirche unserer Tage nachsagen muss.

Das gilt nicht nur für sozialetische Fragen. In der Debatte um die »Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre« ging es immerhin um diejenige Frage, mit der nach Luthers Auffassung die Kirche steht und fällt. Es hätte diese Debatte

³⁶ U. Johnson, Rede zum Bußtag, in: ders., Eine Reise irgendwo und andere kurze Prosa, Berlin und Weimar 1989, 359–367, 360.

Auf das Johnson-Zitat machte mich aufmerksam W. Huber, Auftrag und Freiheit der Kirche in der pluralistischen Gesellschaft, in: R. Weth (Hg.), Was hat die Kirche heute zu sagen? Neukirchen-Vluyn 1998, 11–29.

also der höchsten Aufmerksamkeit bedurft. Es ist ja die nach Luther sich nennende Kirche ihrem Selbstverständnis nach um der Verkündigung des Evangeliums von der Rechtfertigung willen da und nicht umgekehrt. Dennoch war das bei weitem häufigste Argument der Befürworter der Gemeinsamen Erklärung gegen alle Einwände: »Wer versteht denn das heute noch?« Anstatt sich daraufhin um das Verständnis der Rechtfertigungslehre zu bemühen, anstatt vielleicht gar die Rechtfertigungsbotschaft unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts zu reformulieren und sich damit zugleich der eigenen Existenzberechtigung zu vergewissern, strebte man nach dem baldigen Ende der Debatte und einer möglichst schnellen Übereinkunft mit Rom.

Was die Kirche – speziell die evangelische – Kirche zu sagen hat, blieb offen.

II.

Immerhin – dass die Verkündigung der Kirche überdacht werden muss, fiel manchen auf:

1997 veranstaltete die Gesellschaft für Evangelische Theologie in Münster eine große Tagung zum Thema »Was hat die Kirche heute zu sagen?« Peter Bukowski formulierte in seinem Hauptreferat: »Es gibt nicht nur keine zeitlosen, es gibt – zumal in der pluralistischen Gesellschaft – auch keine fraglosen Wahrheiten. Statt zu behaupten, werden wir die unserer Botschaft eigene Plausibilität aufweisen müssen – in Auseinandersetzung mit anderen Wahrheitsansprüchen und in einer Sprache und in Sprachspielen, die den ZeitgenossInnen verständlich sind.«³⁷ – Soweit, so gut. Was aber tun wir wirklich?

Allenthalben werden zur Zeit in unserer Kirche »Leitbilder« formuliert, ob sie nun »Evangelium ausstrahlen« heißen oder »Evangelisch – wir sind so frei«. Man kann über den Sinn von Leitbildern und die – manchmal unfreiwillig komischen – Formulierungen lange streiten, die entscheidende Frage lautet: »Was heißt heute Evangelium?« Was ist die Botschaft, die ein Mensch sich nicht selbst sagen kann und die ihn vergewissert: »Du bist würdig zu existieren«?

Die Frage nach dem »Woher des menschenschöpferischen Wortes der Güte« ist das letzte und entscheidende Thema der Theologie und der Kirche. Christof Gestrich hat es unnachahmlich formuliert: »Der Mensch muss, damit er leben kann, nicht nur irgendwie angesprochen noch lediglich zuverlässig informiert werden, sondern er muss Freundlichkeit und eine liebevolle Bestätigung seiner einmaligen persönlichen Art, seiner Individualität vernehmen können. Dem Le-

bewesen ›Mensch‹ muss – das ist seine größte Besonderheit in Naturreich – *gut* zugeredet werden, damit dieses Lebewesen überhaupt leben mag und leben kann.«³⁸

Woher nehmen wir dieses Wort?

Die Antwort kann nur heißen: Wir haben dieses Wort nicht, wie erwarten es. Es wäre viel, es wäre vielleicht der entscheidende Wendepunkt in der kirchlichen Debatte unserer Tage, wenn wir uns darauf einigen könnten: Wir haben das Evangelium nicht. Wir sind Erwartende. Weil wir wissen, dass unsere Väter und Mütter das lösende Wort empfangen haben, deshalb wagen wir zu hoffen, dass dies auch uns widerfährt. Wir sind keine *beati possidentes*. Die Religiösen haben den Areligiösen nichts voraus. Wir sind Empfangende.

Dass wir dem Evangelium gegenüber Empfangende sind, d. h. weder Produzenten noch Vermittler, ist das sachliche Recht im Titel der Schrift »Evangelium hören«. Theologen, die bei Luther gelernt haben, dass die Kirche »*creatura verbi*« ist,³⁹ hätten daran nicht Anstoß nehmen dürfen.

In dem Gegensatz von »Evangelium hören« und »Evangelium ausstrahlen« geht es nur scheinbar um den Unterschied zwischen zwei menschlichen Verhaltensweisen. Dieser Unterschied hätte freilich keine entscheidende Bedeutung. Die Frage ist nicht: Sind wir eher abwartende oder eher tatkräftige Leute, Quietisten oder Aktivisten? Die Frage lautet vielmehr: Was ist die heutige Gestalt des Wortes, das wir uns nicht selber sagen können? Oder: Was sagt dieses Wort konkret?

Weil diese Frage immer neu zur Beantwortung ansteht, muß das »Hören« den sachlichen Vorrang haben vor dem »Ausstrahlen« – die Erkenntnis vor der Vermittlung.

Eine Kirche, die das Evangelium hätte, so dass sie es nach ihrem Belieben austeilen könnte, es »kommunizieren« – wofür sie zuerst der Sprache Gewalt antun, nämlich ein intransitives Verb transitiv machen müsste – eine solche Kirche wäre nicht etwa katholisch. Diese Kirche wäre gottlos. Es würde ihr so gehen, wie es den Propheten geht, die über Gottes Wort verfügen wollen. Es würde der Kirche das Wort entzogen.

Hans-Joachim Iwand predigt 1935:

»*Mein Wort – damit bringt sich Gott allen denen in Erinnerung, die von ihm reden. Er ist da, wo sein Wort verkündigt wird, ein stiller Zuhörer; der Herr selbst ist*

³⁸ Chr. Gestrich, Die Wiederkehr des Glanzes in der Welt, Tübingen 1989, 28.

³⁹ »*Ecclesia enim creatura est Euangelii, incomparabiliter minor ipso, sicut ait Iacobus, voluntarie genuit nos verbo veritatis suae, et Paulus: per Euangelium ego vos genui.*« In den Erläuterungen seiner Thesen zur Leipziger Disputation, WA II, 430.

zugegen und hört, was seine Knechte mit seinem Wort ausrichten. Er schweigt, vielleicht lange Zeit, er lässt den Missbrauch seines Wortes ins Kraut schießen; er lässt ihn gedeihen, als wolle er uns alle sorglos und sicher machen, so dass es scheinen könnte, als sei das Wort herrenlos geworden und als könnten die Knechte mit ihm ihren Mutwillen treiben. Aber dann bricht's auf einmal los, da hört die Sicherheit und Sorglosigkeit auf, da dämmert's über den Träumereien, die uns in Schlaf gewiegt haben. Dann zieht der Tag des Herrn herauf, dann sammelt er selbst sein veratenes und verachtetes Wort aus dem Staube auf und macht es groß und gewaltig vor aller Welt, fährt wie ein Geist durch die Worte seiner Getreuen und entzieht den falschen Propheten den Odem, dass sie nach Luft schnappen wie »das Wild auf den Höhen«. Denn wenn der Geist Gottes wieder in seinem Hause weht, dann geht denen der Atem aus, die aus ihrem eigenen Geist heraus reden und leiten wollen.«⁴⁰

Natürlich will das niemand: aus dem eigenen Geist heraus reden und die Kirche leiten. Dann aber soll man auch nicht so reden als sei das Evangelium ein Besitz der Kirche oder eine Sache, über die man verfügen könnte, oder ein Produkt, das an den Mann zu bringen wäre. Seine Sprache verrät den Jünger Jesu auch heute.

III.

Wer sich der Aufgabe der Verkündigung ernsthaft stellt, lässt sich ein auf das langsame und geduldige Bohren von dicken Brettern. Ohne diese Mühe geht es nicht, will sich der Protestantismus nicht selbst aufgeben.

»Abstraktion und Reflexion gehören zusammen und zum Protestantismus und überhaupt zu einer Möglichkeit der Kritik. Genau davor will man jedoch in den Kirchen des profanen Bezirks nichts mehr wissen, weil man sich ganz dem tragisch verstandenen Bemühen einer Anbiederung an die Praxis verschrieben hat, also dem Gegenteil von Abstraktion. Und wehe, es verschlägt einen Gottesmann hierher, der beim (abstrakten) Text bleibt, ohne durch plumpe Aktualisierung und Anbiederung an die praktische Gegenwart den abstrakten Geist durch Gehaltlosigkeit zu ersetzen«⁴¹

Der Philosoph Michael Jäger nennt seine »Nachrichten aus dem profanen Bezirk« im Untertitel »Anmerkungen zum Verschwinden des Protestantismus«. Er meint, in Berlin-Wedding, wo er seinen Beobachtungsposten bezogen hat, habe sich der Protestantismus als geistesgeschichtliches Phänomen bereits verabschiedet, habe sich selbst von seinen geschichtlichen Wurzeln getrennt und verbringe nun seine letzten Tage mit hilflosem Entertainment.

⁴⁰ H. J. Iwand, Nachgelassene Werke III; München 1967, 26.

⁴¹ M. Jäger, Nachrichten aus dem profanen Bezirk, Das Plateau 12/August 1992, 38–47, 45.

Man muss die Radikalität dieser Analyse nicht teilen, aber einzelne Elemente aus dieser Zusammenstellung findet man allenthalben, auch in den Predigten des »kirchenregimentlichen Personals«, wie Wilhelm Löhe diesen Personenkreis genannt hat. Zu nennen wäre etwa: Verzicht auf eine gehobene Sprache zugunsten der Anpassung an modische Vokabeln oder an den Slang der Massenmedien; Vermischung von Persönlichem und Sachlichem in der Verkündigung; Vorzeigen einer simplen Spiritualität als Ort des Rückzugs aus einer komplexen Wirklichkeit.

Ich formuliere zwei kurze Fragen:

Es nähert sich der Tag, an dem das menschliche Genom entschlüsselt sein wird. Was bedeutet unter diesen Umständen der Glaube an Gott den Schöpfer? Durch die sogenannte Globalisierung der Wirtschaft ist das Geldwesen in ein neues Stadium seiner Entwicklung eingetreten. Was heißt unter diesen Voraussetzungen »Erlösung«, ein Begriff, der in der Geschichte des Christentums immer auf die ökonomischen Strukturen der jeweiligen Gesellschaft bezogen⁴² war? Fragen dieser Art lassen sich vermehren.

Man wird in einer Predigt auf solche Fragen keine schnellen Antworten hören wollen. Aber eine Predigt, die so täte, als kenne sie die Frage nicht, die also prinzipiell nicht erklären könnte, was heute »Schöpfung« oder »Erlösung« heißt – eine solche Predigt wäre tatsächlich das Ende des Protestantismus.

Sollte unsere »Äußerungssucht« angesichts der genannten Fragen tatsächlich eingetrocknet sein »zu trüben und ungreifbaren Formeln«?

Wenn wir es nicht mehr wagen, in unserer Verkündigung dicke Bretter zu bohren, wenn wir statt dessen beliebig oft über Beliebigen reden – »hier ist nichts und da ist nichts« – dann wäre es tatsächlich besser zu schweigen.

⁴² Vgl. etwa Th. Ruster, Der verwechselbare Gott, Quaestiones Disputatae 181, Basel–Wien–Freiburg 2000, 188–204

Kirsten Jörgensen

»Evangelisch. Wir sind so frei.« Ein Satz wie unsere Kirche?

Kritische Überlegungen zur Kommunikationsinitiative
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern⁴³

Das Wort Gottes war teuer in jenen Tagen (1. Samuel 1,3)

Trotz relativ stabiler Mitgliedszahlen beschäftigen sich die Kirchen derzeit vor allem mit ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit. Privatisierung von Religion heißt das Schreckgespenst, das die Institution Kirche das Fürchten lehrt. Nichts und niemand bewegt vor allem die Kirchenleitungen so sehr wie die Vorstellung, ins gesellschaftliche Abseits zu geraten.

Die strittigen Themen sind lange bekannt:

Wie gehen wir damit um, dass der christliche Glaube sich aus der »Vogelschau« als einer unter anderen behaupten und bewahrheiten muss?

Was folgt aus der Tatsache, dass die christlichen Kirchen ein Segment der Gesellschaft sind, wenn auch in der BRD (noch) ein sehr privilegiertes?

Wie reagieren wir als Kirche auf die Herausforderungen der Medien? Wie versteht sich unsere Kirche im Übergang von der Industrie- zur Informationsgesellschaft?

Welche Konsequenzen ziehen wir aus zu befürchtenden Kirchensteuermindereinnahmen?

Theologische und politische Probleme greifen ineinander. Geistige, geistliche und strukturelle Fragen wollen besprochen sein. In zahlreichen Kirchengemeinden, Akademien, Workshops ist dazu auch seit Jahren gearbeitet und gedacht worden. Patentlösungen gibt es nicht. Das muss uns womöglich auch gar

⁴³ Die KOMMUNIKATIONSINITIATIVE wurde von der Landessynode, deren Mitglied ich bin, im Herbst 1999 (Weiden) mit einem Kostenvolumen von 3 Millionen DM beschlossen. Meine damaligen Bedenken haben sich seit Erscheinen der Publikationen verstärkt. – Dieser Beitrag möchte die inner- und außersynodale Auseinandersetzung um die KOMMUNIKATIONSINITIATIVE befördern. Die Öffentlichkeitsarbeit unserer Kirche ist von zentraler Bedeutung. Deshalb sollte diese ausreichend bedacht, besprochen und theologisch verantwortet werden.

nicht so sehr beunruhigen. Erneuerungen, auch kirchliche, fallen selten vom Himmel. Heißt es doch schon bei der Berufung Samuels zum Propheten: »In jener Zeit war das Wort Gottes teuer geworden und es gab wenig Gesichte.« Aber: »Die Lampe Gottes war noch nicht verloschen.« (1. Samuel 3,1. 3)

Ihr Lieben, glaubt nicht jedem Geist (1. Johannes 4,19)

Die Kommunikationsinitiative unserer Kirche (K.I.) reduziert die oben benannten Fragestellungen auf ihre Weise und behauptet, es mangle an einem einheitlichen »evangelischen Erscheinungsbild.«⁴⁴ Lassen wir die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit/Publizistik (P.Ö.P.) mit ihrer Gestaltungshilfe »Teil des Ganzen sein« zu Wort kommen:

»Wir geben ein Erscheinungsbild ab, ob wir wollen oder nicht. Unsere Identität und unsere Bereitschaft zur Kommunikation werden daran gemessen. Die Konsequenz daraus: Mit einem klaren Profil helfen wir anderen, uns zu erkennen und zu verstehen. Und wir selbst können uns besser verständlich machen. Erst recht gilt das auf dem Marktplatz, wo viele um Aufmerksamkeit werben. Nur wer deutlich präsent ist, wird wahrgenommen. Wer die eigenen Angebote im Rahmen eines stimmigen und verlässlichen Erscheinungsbildes sichtbar macht, hat einen Wettbewerbsvorteil.«

Weiterhin wird konstatiert, dass kirchliche Gebäude, Festtage, Musik und Kunst jahrtausendlang als Merkmal klarer Identität ausreichten. »Und natürlich das Kreuz: Erkennungsmerkmal, das in seiner Einfachheit und Verlässlichkeit nicht zu übertreffen ist. Andere Institutionen können die Kirche um diese Voraussetzungen beneiden.«

Heute aber, so die KOMMUNIKATIONSINITIATIVE, muss sich die Kirche auf neue Weise ihrer Identität versichern. Die Menge an Diensten und Einrichtungen wird öffentlich nicht als Einheit wahrgenommen.

»Das alles ist Kirche!« wird erst bewusst, wenn der gemeinsame Rahmen deutlich ist.«

Ganz im Sinne dieser Analyse liegen denn auch die Lösungsansätze der Gestaltungshilfe. Slogans wie

⁴⁴ Ich beziehe mich in der Darstellung der KOMMUNIKATIONSINITIATIVE auf folgende Publikationen: *Teil des Ganzen sein*. Eine Gestaltungshilfe für das evangelische Erscheinungsbild in Bayern, hrsg. v. Presse- und Öffentlichkeitsarbeit/ Publizistik (P.Ö.P.) der Evang. Luth. Kirche in Bayern, ab 02. Mai 2000 an alle Pfarrämter und kirchlichen Einrichtungen versandt. *Infobriefe Kommunikationsinitiative (1/2)*, fortlaufend seit April 2000, verantwortet vom »Lenkungsausschuss«, stellv. OKR W. Töllner

- »Sichtbar machen, was uns verbindet«
- »ein Buch, so wie Kirche sein soll«, »ein Projekt, in dem Kirche ihre Identität deutlich macht«(gemeint ist das Gesangbuch!)
- »die Grundlage: ein Zeichen, drei Farben«
- »die Schrift, die zu uns passt«

machen das Profil der Kirche tatsächlich am einheitlichen, äußeren Erscheinungsbild, genauer gesagt am einheitlichen Layout der druckgrafischen Erzeugnisse fest. Das Design soll für die Identität der Kirche bürgen! Gleich mitinstalliert wird die entsprechende Machtstruktur. Die »Zentrale« gibt die Linie vor, die von den »Filibialen« übernommen werden soll (im Kirchenhochdeutsch: diese werden gebeten, »den eigenen Auftritt neu zu überdenken«). Die »Identität vor Ort«, also der Kirchengemeinde z. B., wird im Sinne dieser Stabhierarchie als »reichweitenschwach« und lokal isoliert bezeichnet! So wird um Zustimmung für das Leitmotto geworben: »Teil des Ganzen sein«. ⁴⁵

An anderer Stelle setzt die KOMMUNIKATIONSINITIATIVE auf andere Inhalte. Flotte Sinnsprüche und dazu ausgewählte Piktogramme illustrieren das Leitmotto »Evangelisch. Wir sind so frei.« Frei war man vor allem in der Auswahl der Slogans. Hier herrscht Beliebigkeit und ein wilder Kategorienmix. Philosophische und theologische Grundbegriffe (Geist, Leben) stehen neben moralischen Kriterien (Zuversicht, Menschlichkeit). Selbst die Neurophysiologie ist vertreten (Sinne). Die zugeordneten Handlungsfelder bzw. Erlebnisräume der Kirche repräsentieren den gängigen soziologischen Blick auf die Gesellschaft – Teilbereiche der Gesamtorganisation werden in ihrer Eigenständigkeit betont. Auch hier wird frei zusammengestellt: neben klassischen Aufgabenfeldern der Kirche (Seelsorge, Diakonie, Bildung) wird der Glaube als ein Segment (!) der Kirche benannt. Ebenso bekommt die Gesamtorganisation selbst eine Teilfunktion zugewiesen (Heimat Kirche).

- a. Die Sinne (Glaube/Spiritualität)
- b. Die Zuversicht (Seelsorge)
- c. Die Menschlichkeit (Diakonie)
- d. Der Geist (Bildungsarbeit)
- e. Das Leben (Heimat Kirche)

Über Infobriefe wird ein weiteres Ziel der KOMMUNIKATIONSINITIATIVE vorangetrieben: die oben benannten Handlungsfelder sollen die Kirchengemeinden anregen, ihr Gemeindeleben als spezifische Kompetenz in einem dieser Bereiche wahrzunehmen und durch Vernetzung für die Gesamtorganisation

⁴⁵ Vgl. »Teil des Ganzen sein«, insbes. S. 5

fruchtbar zu machen. Ein »Marktplatz« soll Kommunikationsform und Inhalt zugleich sein: Gesprächsforum und damit Markenzeichen der Kirche nach innen und außen. Der »Marktplatz« ist eine Kommunikationsform des Internet, dem damit eine herausragende Bedeutung in der Kommunikation eingeräumt wird. ⁴⁶ Auf dem virtuellen Markt sollen »Marktstände« die Vielfalt und Kompetenz der kirchlichen Veranstaltungen präsentieren.

Der »Lenkungsausschuss« wird als »Vorstand« der KOMMUNIKATIONSINITIATIVE bezeichnet. Dieser schreibt sich die Richtlinienkompetenz der Arbeit zu.

Die »... nachhaltig wirkende Kommunikation des Evangeliums in seinen praktischen Konsequenzen ist das Ziel«. Die Erlebnisräume evangelischer Freiheit sollen dies gewährleisten. Eine Freiheit, die die »Sinne belebt, die Zuversicht stärkt, für Menschlichkeit eintritt, den Geist beflügelt, kurz: das Leben bereichert.« ⁴⁷

Evangelisch. Wir sind so frei.

Wer hat dem Wildesel die Freiheit gegeben? (Hiob 39,5)

Evangelium ist Kommunikation. Kommunikation transportiert Inhalte und formt Macht. In der Informationsgesellschaft entscheiden sich Freiheit bzw. Unfreiheit wesentlich über den Zugang zum »kommunikativen Kapital«. ⁴⁸

Unter diesen Voraussetzungen als evangelische Kirche das eigene Profil schärfen zu wollen, ist ein ebenso notwendiges wie schwieriges Unternehmen. Die Kommunikationsinitiative will einen Beitrag dazu leisten, dass Menschen in der Kirche »verständlich und zeitgemäß Antworten auf die drängenden Fragen des Lebens erhalten«. ⁴⁹ Ich möchte im Folgenden begründen, weshalb ich die Kommunikationsinitiative diesbezüglich mit kritischem Augenmerk betrachte.

I.

Die Verlautbarungen der KOMMUNIKATIONSINITIATIVE zeugen von reflexiver Unklarheit in bezug auf die eigene Institution. Die Verfassung der E. L. K. i. B. bindet die Identität unserer Kirche an den »Auftrag, Gottes Heil in Jesus Christus in der Welt zu bezeugen. Diesem Auftrag haben auch ihr Recht und ihre Ordnung

⁴⁶ Das Internet wird in dieser zentralen Bedeutung nicht ausdrücklich benannt. Auch wird nicht darüber informiert, dass hier die Sprache des Internet verwandt wird. Warum nicht?

⁴⁷ vgl. Infobrief 1/2

⁴⁸ Eine gute Analyse bietet das Buch von Jeremy Rifkin: Access. Das Verschwinden des Eigentums, Campus – Verlag 2000

⁴⁹ vgl. Infobrief 2, S. 1

gen zu dienen.« (Grundartikel Kirchenverfassung). Das Bekenntnis formuliert in bezug auf die Einheit der Kirche (CA VII):

»Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden. Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche, dass das Evangelium einträchtig im reinen Verständnis gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden.

Und es ist nicht zur wahren Einheit der christlichen Kirche nötig, dass überall die gleichen, von den Menschen eingesetzten Zeremonien eingehalten werden, wie Paulus sagt: »Ein Leib und ein Geist, wie ihr berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herz, ein Glaube, eine Taufe« (Eph. 4, 4–5)«

Das altertümliche Wort »Zeremonien« meint die Gesamtheit der durch Etikette festgelegten äußeren Handlungen und Zeichen. Solche Zeremonien sind nicht Voraussetzung für die Einheit der Kirche – so das Bekenntnis!

Die KOMMUNIKATIONSINITIATIVE jedoch führt eine neue ekklesiologische Kategorie ein: Wir brauchen ein einheitliches »evangelisches Erscheinungsbild«. Die Kirchengemeinden, Dienste und Werke werden als »Teile« dieses größeren Ganzen begriffen.

Was genau soll dieses »Ganze« sein? In der Argumentation der KOMMUNIKATIONSINITIATIVE ist das Ganze einfach der Haufen Teile von außen betrachtet. Dieser Haufen wirkt uneinheitlich. Das gemeinsame Ganze ist nicht erkennbar – so die Analyse.

Die Rede vom Teil und dem Ganzen wirkt versöhnlich. Das Ganze ist ja doch nichts weiter als was die Teile ohnehin schon sind, nämlich ein Dach oder ein gemeinsamer Rahmen. Das ist irreführend. Das Ganze ist die ranghöhere größere Einheit, die normierend und gestaltgebend auf die Teile einwirkt. Die Teile richten sich nach dem Ganzen und nicht das Ganze nach den Teilen. Ansonsten ist es kein Ganzes, sondern ein Haufen Teile – von außen betrachtet. Hier werden trotz liberalistisch-ganzheitlicher Sprache neue Hierarchien eingeführt.

Gegen die KOMMUNIKATIONSINITIATIVE jedoch ist festzuhalten: Christus ist das »Ganze«, nämlich das »Haupt« der Gemeinde und auch unserer Kirche. Noch einmal sei das Bekenntnis zitiert (III. Barmer These):

»Läßt uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus, von dem aus der ganze Leib zusammengefügt ist. (Epheser 4,15.16)

Die christliche Kirche ist die Gemeinde von Brüdern, in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt.

Sie hat mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der begnadigten Sünder zu bezeugen, dass sie allein sein Eigentum ist, allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen.«

Wenn die Identität unserer Kirche an der Einheitlichkeit der »Erscheinung« festgemacht wird, mögen zwar die Wertmaßstäbe eines gesellschaftlichen Bedürfnisses befriedigt sein. Streng genommen müsste man aber sagen: was die Leute dann sehen, ist nach unserem Selbstverständnis nicht die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, sondern bestenfalls eine gut organisierter Haufen. Ein neues »Ganzes«, also ein kirchenfremdes »Haupt« bestimmt die Identität unserer Kirche – und das ist mehr als einfach ein nur neuer Rahmen. Schlimmstenfalls handelt es sich dabei um die Idee einer perfekt zu planenden Organisation mit entsprechend totalitärem Anspruch.

Theologisch und geistlich unannehmbar ist deshalb auch die Qualifizierung der einzelnen Kirchengemeinden als »reichweitschwach« und »lokal isoliert«. Solange Christus das »Ganze« unserer Kirche vertritt (und das Haupt der Gemeinde), ist das nicht möglich.

Die innere und äußere Einheit der E. L. K. i. B. liegt vielmehr begründet im gemeinsamen Auftrag, Gottes Heil in Jesus Christus in aller Welt zu bezeugen. Dieser gemeinsame Auftrag zur öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung ist es denn auch, der den Kirchengemeinden und anderen kirchlichen Rechtsträgern im Rahmen der kirchlichen Ordnungen die notwendige Freiheit und Eigenverantwortung zuschreibt.⁵⁰

Nun können Öffentlichkeitsarbeit und Verkündigungsauftrag der Kirche in einer Mediengesellschaft wie der unseren durchaus in ein spannungsvolles Verhältnis treten. Infotainment und Personalisierung von Nachrichten fordern und fördern zentralistische Strukturen: Eine(r) für alle und alle für eine(n), und möglichst mit einer Stimme soll gesprochen werden. – Wo liegt die Grenze zur Selbstinszenierung der Institution?

Die rechtstheologischen Erörterungen um die Gestalt unserer Kirche müssten im Hinblick auf diese Thematik neu aufgenommen werden. Wer soll mit

⁵⁰ Dies findet seinen Ausdruck auch in der Tatsache, dass sowohl die »Gesamtorganisation« der E. L. K. i. B. als auch die »Gliederungen« (Kirchengemeinden, Dekanatsbezirke) jeweils eigene Rechtspersönlichkeit zugewiesen bekommen. (Art. 8, Kirchenverfassung)

wem über welchen Inhalt an welchem Ort öffentlich kommunizieren? Wer ist wo legitimiert, für die »Gesamtorganisation« zu sprechen?⁵¹

II.

Die KOMMUNIKATIONSINITIATIVE betont mit ihrem Slogan die Freiheit evangelischen Glaubens. Damit liegt sie im Trend. Das Wort Freiheit steht hoch im Kurs. Allerdings ist damit meist die Freiheit des Marktes, die Totalherrschaft der Ökonomie über alle Bereiche der Gesellschaft und der Verzicht auf staatliche Kontrolle gemeint. Soziale Gerechtigkeit kommt von selbst, wenn man den Markt – sprich die Wirtschaft – nur machen lässt. Die KOMMUNIKATIONSINITIATIVE als Kampagne für den Wirtschaftsliberalismus? So wird es möglicherweise nicht gedacht sein. Wer aber von Freiheit spricht und die herrschende Unfreiheit nicht thematisiert, gerät in Gefahr, der Gesellschaft Licht, sondern plapperndes Ärgernis zu sein.⁵²

Auch in anderer Hinsicht bedient die KOMMUNIKATIONSINITIATIVE die gängige Mode: wohlmeinende Ganzheitlichkeit ist gefragt. Alles ist ein Netz von Leben. Alles ist mit allem verbunden. Alles ist gut. Alles wird zur Ware erklärt. Gott selbst wird zur Ware. Hinter der Fassade ist wirklich nichts, was noch Wert setzen kann. Und die Prophetinnen und Propheten der »Design-Religion« ermuntern uns denn auch freundlich nickend, ins flache Ende des Schwimmbekens zu springen.

Die theologischen und geistlichen »Leitworte« der KOMMUNIKATIONSINITIATIVE repräsentieren entsprechend die »Light-Version« des Lebens. Tod, Gewalt und Sterben finden keine Repräsentation, keinen Raum in dieser unserer

⁵¹ Der Streit um die Auslegung der III. These der Barmer Theologischen Erklärung zielt und zielt im Kern auf die Frage, in welcher Weise sich die Rechtsgestalt und die Ordnung der Kirche vom Bekenntnis ableiten lässt bzw. umgekehrt vom Bekenntnis her sogar gefordert ist, um nicht die Glaubwürdigkeit der Kirche zu gefährden. Dies bestimmte die Verfassungsdiskussion der Kirchen nach 1945 – bis hinein in die 80er Jahre. In Bezug auf die heutige Mediengesellschaft stellt sich diese Frage in neuer Weise: Wie muss die Öffentlichkeitsarbeit unserer Kirche geordnet sein, damit der Verkündigungsauftrag in rechter Weise wahrgenommen werden kann?

⁵² PC und Internet sind einerseits schlicht die technische Basis des sogenannten Informationszeitalters. Andererseits stehen beide inzwischen aber auch als Symbol für die wirtschaftliche Macht dieser gigantischen Wachstumsbranche, die mit erheblichem ideologischem Aufwand für wirtschaftspolitische Regeländerungen kämpft – nämlich für das Diktat des »shareholder value«. Weltweit sorgt eine Handvoll Aktionäre dafür, dass die eigene Profitmaximierung die Mehrheit der anderen zu Verlierern am Markt macht. Das kircheneigene »Kapital« bestünde im Aufdecken solcher »Machtakkumulation« – also auch darin, sich von der schicken und flotten Präsentation der »Cyber-Kultur« nicht blenden zu lassen.

Kirche. Frischer Optimismus erinnern an die »Hau-Ruck« – Phrasen politischer Prominenz.

Von SINN ist nicht die Rede, dafür aber von der Belebung der Sinne.⁵³

Der Trend geht zur Wellness-Religion. Geborgenheit statt Erlösung von allem Übel ist gefragt. Das ist es, was die Menschen jetzt auch von der Kirche angeboten bekommen: einen Warenkorb voll positiver Wörter. Auch der Glaube liegt da drin und wird so unter der Hand zu einer spirituellen Unternehmensressource. Statt mit der Exklusivität wird mit der Austauschbarkeit des eigenen Gutes geworben. Die Werbung für ein Duschgel tönt nur unwesentlich anders.

Das Leit-Wort der Gerechtigkeit wird von der KOMMUNIKATIONSINITIATIVE nicht benannt. Es mangelt überhaupt an Worten, die kritische Distanz zum Gegebenen befördern. Die Eschatologie fällt flach. Statt auf die Erscheinung Christi und das Kommen seines Reiches setzt man auf das Erscheinungsbild der Kirche – und auf den schönen Schein in bar.

Gleichzeitig werden Begriffe der Wirtschaft im Internet-Jargon übernommen und entsprechend »virtualisiert« (spiritualisiert). Man spricht vom »Marktplatz« als handelte es sich dabei um einen romantischen Bazar mit zauberhaften kleinen Ständen und südlichem Flair. Dabei wird mit diesem Wort doch gleichzeitig – ganz unvirtuell – ein hochkomplexes Steuerungsinstrument des Kapitalismus besprochen. Sprache ist Macht. Hier finden unter der Hand Neudefinitionen statt.

Das Kreuz wiederum als Zeichen für »Einfachheit« und »Verlässlichkeit« einzuführen und gleichzeitig für die Identität der Kirche als nicht mehr ausreichend zu bewerten, halte ich theologisch und kirchenpolitisch für skandalös!

Man fordert Profil, betreibt aber das Gegenteil davon, nämlich eine Anpassung an die Ideologie des Marktes. Wir befinden uns bereits im Schlussverkauf. Das »skandalon« des Kreuzes wird aufgelöst in ein Marken-Zeichen« (nach dem Motto: wo Nutella draufsteht, ist Nutella drin!) und gleichzeitig seines wahren Inhaltes entkleidet. Aus der Botschaft vom gekreuzigten Christus, dem »Neuen Lied« (Psalm 96), wird der ewig-alte Gesang der gesellschaftlichen Integration.

⁵³ Hier wedelt der Schwanz mit dem Hund! Sinnliche Erfahrung (in physiologischer Sprache: neuronale Erregung der Sinne) ist natürlicherweise die Bedingung der Möglichkeit, SINN zu erfahren. Christlicher Glaube spricht darüberhinaus vom Seufzen der Kreatur nach Erlösung. Der Seufzer sollte echt sein. Auch die sinnlichste Sinnlichkeit bedarf des »sola gratia«. Dies ist freilich kein Plädoyer gegen Sinnlichkeit. Im Gegenteil. Glaube ohne (sinnliche) Erfahrung ist eine klingende Schelle: tönend und doch nicht lebend. – Das Gegenbild allerdings ist Sinnlichkeitsidol Verona Feldbusch mit der gnadenlosen Botschaft, die sie selbst verkörpert: Hinter der Fassade ist wirklich nichts! Differenziertere philosophische und theologische Erörterungen wären anzuschließen.

Dass ihr ein Brief Christi seid! (2. Kor. 3,3)

Wenn unsere Kirche – und mit ihr die Kirchenleitung – gesellschaftlich auf die Ganze gehen will, dann hätten wir in der Kirchenleitung und auch überall sonst viel zu besprechen, zu argumentieren, zu streiten, um Position und Vision zu ringen und zu beten.

Nichts spricht dagegen, für die Botschaft des Evangeliums mit zeitgemäßen Mitteln zu werben. Im Gegenteil. Hier ist Kreativität gefragt!

Nichts jedoch ersetzt umgekehrt die wache Zeitgenossenschaft: » *dass ihr ein Brief CHRISTI seid (auch als Gesangbuch das Gesangbuch CHRISTI)... geschrieben nicht mit Tinte (auch nicht mit Rotis!), sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, ... nicht in steinerne Tafeln (und nicht auf Festplatte!), sondern in fleischerne Tafeln des Herzens. (2. Kor. 3,3)*

Es gilt auch in der Informationsgesellschaft, das Heil der Gnade Gottes und nicht der Vernetzung der Verhältnisse zuzutrauen. Es ist Martin Luther, der uns verweist auf den Glauben als Zuversicht dessen, was wir *nicht* sehen (oder auch *nicht* hören!). Was wir jedoch sehen und hören, sind die »Widerspiele« Gottes.

Nur im Widerstand gegen diese »fremden Götter« kann allzumal der Glaube sich profilieren. »Gott hat uns nicht in affirmativer Form befohlen, dass man einen Gott haben soll, sondern in negativer Form, dass wir keinen fremden Gott haben sollen.«⁵⁴

Luther erklärt dies so, dass Gott mit diesem Gebot über eine Wirklichkeit herfällt, in der tatsächlich immer schon fremde Götter herrschen und entsprechend die Macht der Sünde wirksam ist. Auch die bestgeführte Institution der Welt kann das Heil nicht erbringen.

Umgekehrt gilt aber auch: selbst die Betriebspforten der BRD und des globalen Kapitals werden die Kirche nicht überwältigen.

Könnte nicht diese Einsicht protestantisches Profil schärfen?!

Dies hieße, Freiheitsräume gegen den Vielfraß »Mammon«, den »Geld-Gott« zu entdecken und dieses auch öffentlich zu vertreten. Dies hieße auch, die *Theologie* wieder auf den Markt, nämlich in die Öffentlichkeit und damit unter die Leute zu bringen. Möglicherweise ist dieser Weg nicht mehrheitsfähig und auch nicht quotenwirksam. Aber möglicherweise beraubt sich die Kirche mit den zahllosen Formelkompromissen und Scheinlösungen der Identität, die sie zu gewinnen trachtet – und damit auf Dauer auch der Gläubigen, die diesen »Leicht-Sinn« nicht mehr aushalten.

Es ist genug.

⁵⁴ Martin Luther, Predigt am 3. August 1516 (WA I, 70,5–14. Sermo 11. post Trinitatis, 03. 08. 1516)

Bernd Wannewetsch

Der Profi: Mensch ohne Eigenschaften

Warum die Kirche Amateure braucht

Der Profi geht um – nun auch in der Kirche. Kirchliche Entwicklungs-Programme und Personalplanungen empfehlen Professionalität als Ausbildungsziel für den Nachwuchs, als anspruchsvolle Berufsauffassung für die Hauptamtlichen und als Qualitätssiegel des kirchlichen Handelns insgesamt. Es scheint ganz harmlos zu sein: ein modernes Wort für das, was man früher meinte, wenn man sagte, »er macht sein Sache gut«. Allein das Pathos der Erneuerung, mit dem dieser Begriff in das kirchliche Leben eingebracht wird (»Ja zur Professionalität«), rät dazu, einmal genauer hinzusehen: Was ist hiermit eigentlich gemeint und wovon setzt sich diese neue Leitmetapher ab? Welche andere Vorstellung soll damit überholt werden? (Es wäre ja albern anzunehmen, durch das »Ja zur Professionalität« würde lediglich ein »Nein zum Schlendrian« gesetzt.) Darum muß die Frage hier lauten: Welchen Interessen wird damit gedient, und was verändert sich am kirchlichen Leben und Selbstverständnis durch die Übernahme einer solchen Vorstellung: Welche Räder drehen sich mit, wenn am Rad der Professionalität gedreht wird?

1. Amateur und Profi

Fragen wir zunächst schlicht, was den Profi ausmacht, so läßt sich das Wesentliche am besten im Unterschied zum Amateur fassen. Als erste Arbeitsdefinition kann gelten: Ein Profi ist, wer mit seiner Arbeit bestimmte Standards erfüllt. Während ein Liebhaber der Schnitzkunst ein wunderschönes Relief anfertigen kann, ist er aufgrund der Qualität seines Werkes noch kein Profi. Erst wenn eine bestimmte Qualität innerhalb eines bestimmten begrenzten Zeitrahmens, Material- und Energieaufwandes erreicht wird, und eine Leistung darstellt, die in diesem Zuschnitt prinzipiell wiederholbar ist und darum auch gegen eine Gebühr absolviert und aufgerechnet werden kann, läßt sich von Professionalität sprechen.

Wenngleich die Legitimation des Professionalismus zumeist mit Qualitätsstandards verbunden wird, ist es nicht die Qualität als solche, die im Vordergrund steht. Hier mag der Amateur klar besser sein, origineller, sorgfältiger,

wenn sein ganzer Eros, seine ganze Leidenschaft und Liebe (»amateur«: der Liebhaber) in die Tätigkeit einfließt. Der Amateur ist darum eher dem Künstler nahestehend, der Profi eher dem Kunsthandwerker. Nun kommt heute freilich irritierend hinzu, daß wir im Zeitalter der Reproduzierbarkeit von Kunstwerken (Tonträger, visuelle Aufzeichnungen etc.) und ihrer Käuflichkeit als Ware auch Künstler als Professionelle kennen: professionelle Schauspieler, Musiker etc. Ihnen gehört unsere Bewunderung, und mit der kollektiven Zelebrierung dieser Bewunderung durch die Massenmedien hat es zu tun, warum wir beim Stichwort »Profi« ehrfürchtig erschauern. Wer sich allerdings etwas intensiver auf eine bestimmte Kunst einläßt – beispielsweise die Kunst, Bluesgitarre zu spielen –, wird alsbald merken, daß es auch beim Künstler-Profi weniger auf die Qualität als solche ankommt, als vielmehr auf die Standardisierung der Qualität.

Was einen guten Profimusiker von einem guten Amateur unterscheidet, ist die Gleichmäßigkeit seiner Darbietung. In einem vielleicht unschönen Zahlenvergleich gesagt: Wenn der Amateur bei einem Konzert nur 60% seiner Möglichkeiten ausspielen kann, an einem guten Abend aber über sich hinauswächst und sozusagen 120% bringt, hält sich der Profi in der geringen Schwankungsbreite von, sagen wir, 90–95% auf. Diese beachtliche Konsistenz bringt er jeden Abend, unabhängig von seiner seelischen oder körperlichen Verfassung. Was ihn zum Profi macht, ist die relativ große Unabhängigkeit von den inneren und äußeren Umständen, wozu auch das Publikum zählt. Wenngleich eine gute Resonanz auch dem Profi gefällt, ist der Amateur in viel höherem Maße davon abhängig. Auf den Flügeln des Publikums schwingt er sich in ungeahnte und unwiederholbare Höhen seiner Kunst.

Wenngleich der Profi seinen aktuellen Spielstandard in größtmöglicher Unabhängigkeit vom Publikum aufrecht erhält, so ist er in anderer Hinsicht um so mehr abhängig von diesem: nämlich vom Geschmack des Publikums. »To your request«, heißt es dann. Gespielt wird, was verlangt wird. Mag sich ein Künstler noch so sehr daran stören, was an – aus seiner Sicht vielleicht – minderwertigem Material verlangt wird: Er muß es spielen. Der Warencharakter seiner Kunst verlangt dies unerbittlich. König Kunde schafft an. Im Bereich musikalischer Dienstleistung dürfte der Tanzmusiker somit der Prototyp des Profis sein. Er spielt nicht, was gut ist oder was er will, sondern was das Publikum hören will. Das Publikum macht sozusagen die Musik, der Tanzmusiker führt sie nur aus. Er ist in Wahrheit Funktionär. Damit soll keineswegs die Leistung von Tanzmusikern geschmälert werden. Deren Vielseitigkeit, alles spielen zu können, mag Bewunderung abtrotzen. Gleichwohl mag das Gefühl nicht verschwinden, diese professionelle Beherrschung »aller Register« hat mit Musik wenig zu tun. Und

der für Tanzkombos typische Aufwand an Medieneinsatz, an digitaler Sound-Technik und elektronischen Helferlein verstärkt diesen Eindruck noch. Es riecht förmlich nach Surrogaten.

Wenn es denn stimmt, daß Kunst nicht von »können« kommt, sondern von »müssen«, wie der musikbesessene Theodor Wiesenthal Adorno gesagt hat, dann ist jenes Müssen freilich meilenweit entfernt von dem »to your request« der Mucker. Es kommt vielmehr aus der Seele der Musik selbst, jener Leidenschaft der blauen Noten, die auf Teufel komm raus gespielt werden müssen, unabhängig davon, ob es jemand hören will oder nicht. Die Wahrheit muß ans Licht. Jede wahre Kunst ist darum wesentlich amateurhaft, weil sie auf Überzeugungen beruht, die unmittelbar auf der Haut sitzen und nicht auf Meinungen, die wir wechseln können wie ein Hemd. Der Professionalismus mag die Notlösung vieler Künstler zum Überleben sein; im Blick auf die Kunst ist er es freilich stets als Anfechtung und keinesfalls als Steigerung.

Trotz meiner unverhohlenen Sympathie für den Amateur: Musiker und Mucker, Künstler und Kunsthandwerker, Amateur und Profi – beide darf und muß es geben; nur eben jedes zu seiner Zeit und an seinem Ort. Den wunderbar subtil-morbiden Blues eines Skip James werden wir auf einer Juppi-Hochzeit ebenso deplaziert finden, wie wir für »Toms Tanz-Express« keine müde Konzert-Mark investieren wollten. Und der eilig herbeigeholte Klempner sollte uns im kniehohen Wasser keine kunstvollen Rohrverbindungen dreheln, sondern schnell und effektiv den Schaden beheben.

Es geht in unserem Zusammenhang also nicht darum, den einen Typus grundsätzlich abzuwerten, sondern vielmehr um die Frage, in welchem Muster sich das kirchliche Handeln eher wiederfinden lassen kann und soll. Ich verhehle nicht, daß ich in der Alternative zwischen Amateur und Profi für das Handeln und Leben in der Kirche mich selbst und andere durchweg als Liebhaber und nicht als Profis sehen möchte. Selbst dann jedoch, wenn wir hier weniger eindeutig votieren wollten, würde die Frage, ob sich das kirchliche Handeln einmal mehr auf jene, ein anderes mal mehr auf diese Seite hin verständigen sollte, bereits einen Fortschritt gegenüber dem heutigen Trend markieren, die Professionalität zum übergreifenden Paradigma für sämtliche Tätigkeiten (zumindest der sogenannten »Hauptamtlichen«) zu machen.

Ich möchte im Folgenden mit Hilfe einiger Zuspitzungen deutlich machen, warum eine Kirche, die theologisch einigermaßen bei Trost ist, gute Gründe hat, *nicht* auf den Zug der Professionalisierung ihrer Aufgaben und Ämter zu springen. Der erste Grund: Mit diesem Zug nämlich enteilt genau dieses, was die Kirche als gesellschaftlich notwendiger Erinnerung an den reformatorisch ge-

prägten Berufsgedanken einzubringen hätte. Die naive Übernahme der Leitmetapher der »Professionalisierung« in der Kirche hieße übersehen, daß dieser Begriff keine moderne *Übersetzung* des »Berufs« ist, sondern seine *Ersetzung*. Der Professionalismus ersetzt die Logik des Berufs durch eine andere.

2. Professionalismus oder Berufsethos?

Das Spezifikum eines »Berufsethos« liegt in der jeweiligen *besonderen* Praxis, die auf den Erhalt bestimmter, gesellschaftlich wesentlicher Güter aus ist. Das Berufsethos eines Arztes wäre demnach um einen Güterkanon wie »Hilfe«, »Heilung«, »Pflege« etc. organisiert, das der Lehrerin um »Bildung«, und so weiter. Professionalität aber organisiert sich um *universelle* Standards wie: effizienter Mittelgebrauch, kompetente Ziel-Durchführungs-Rationalität, meßbarer und vergleichbarer Leistungsausweis, optimiertes Kosten-Nutzen-Verhältnis und so fort. In welchem Bereich diese Standards auch immer aufgerufen werden, sie schlagen das Besondere über den stets gleichen Leisten des Allgemeinen: der »Professionalität«.

Die spürbare Verunsicherung in bestimmten Berufsbereichen, wie etwa den diakonischen, dürfte in nicht geringem Maß aus der Gleichzeitigkeit und Unvereinbarkeit von Professionalismus und Berufsethos resultieren. Wenn nun auch im Pflegebereich die Effektivität zum obersten Gebot der professionellen Arbeit ausgerufen wird, heißt das tatsächlich nicht selten, daß damit eine Reihe von Verhaltensweisen pflegerischer Zuwendung in Mißkredit gezogen werden, die bisher zum Berufsethos gehört haben mögen, nun aber als ineffektiv wegrationalisiert werden müssen, um die Konkurrenzfähigkeit auf dem Pflegemarkt zu erhalten oder zu verbessern. Immerhin macht das entstehende Unbehagen auf vielen Seiten – von Betreuten und Betreuern – deutlich, daß das Berufsethos mindestens als Defiziterfahrung noch lebendig ist. Das kann auch nicht anders sein. Zu vieles geht beim Fortgang der Professionalisierung verloren oder wird eingebnet. Wenn beispielsweise in der neuen Sprache des Pflegemanagements das sehr spezielle Verhältnis der Patienten oder Pflegebedürftigen zu ihren Ärzten oder Pflegern in die allgemeine begriffliche Währung der »Kundschaft« umgeschmolzen werden, stellt das die Identität auf beiden Seiten in Frage – auch auf der Seite des »Aktiven«, des Profis selber.

Während ein Berufsethos nämlich immer darauf angewiesen war und ist, durch die Persönlichkeiten seiner Träger praktiziert und lebendig erhalten zu werden, ist Professionalität ein rein funktionaler Standard. Die Untersuchung, der geübte Handgriff, die Betreuung kann von jedem Profi gleichgut ausgeübt werden. Während also die Patienten im Krankenhaus zu Krankheitssymptomen

mutieren (»der Darmverschluß von Zimmer 21«), werden die Profis zu austauschbaren, gesichtslosen Heil- und Pflegefunktionären. Eine Beziehung zu »Schwester Else, die mich gestern so gut verbunden hat«, ist in diesem System nicht mehr vorgesehen. Den Vorgang »Wundversorgung« kann jede ausgebildete Kraft an jedem Kunden einer medizinischen Versorgungsstätte äquivalent vollziehen. Professionelle Standards haben die Tendenz, zwar nicht die Menschen als Funktionsträger (Wundversorgung), wohl aber die Personen (Schwester Else) als Träger der in den Funktionen aufgehobenen »Güter« (helfende Zuwendung) überflüssig zu machen.

3. Der Profi als Funktionär: Selbstaufwertung und Entpolitisierung

Der Profi ist wesentlich Funktionär. Professionell kann er immer nur im Hinblick auf bestimmte Funktionen sein, die man von ihm in gleichbleibenden Standards erwarten kann. Professionalisieren lassen sich darum nur begrenzte Handlungskomplexe. Je komplexer die Tätigkeit ist, die mit einem Beruf verbunden ist, desto weniger läßt sie sich in das Professionalitätsparadigma überführen. Für den Pfarrberuf läßt sich einerseits deutlich erkennen, daß er traditionell generalistisch, also nicht-professionell angelegt war; andererseits hat die seit etwa drei Dekaden anhaltende Tendenz zur der Schaffung und Ausdifferenzierung von Sonderpfarrämtern, sogenannten »Funktions-Stellen«, jene Entwicklung zur Professionalisierung schon lange eingeläutet, die nun auch rhetorisch nachvollzogen und programmatisch verstärkt wird.

Hier tut sich ein gefährlicher Graben auf, der auf die Einheit des Amtes in der Kirche negative Auswirkungen haben wird. Der Profi macht nur das, was er für seine Kompetenz hält. Sein professionelles Handlungsprofil verbietet ihm, zu tun, was er nicht im selben Leistungsstandard zu tun vermag. Während sich die Funktionsstellen unter dem Professionalisierungsparadigma also weiter spezialisieren und ausdifferenzieren müssen – eine teure Angelegenheit, welche die Notwendigkeit von Investitionen in ihrem Bereich aber mit derselben Professionalität zu begründen wissen wird, wie sie diese auszugeben versteht –, ist das traditionelle Gemeindepfarramt ganz einfach nicht professionalisierbar; und zwar aus dem einfachen Grund, weil es viel zu komplex ist. Die Forderung nach Professionalisierung des kirchlichen Amtes ist in diesem zentralen Bereich also schlicht selbstwidersprüchlich. Durch diesen Hinweis wird sich dieser Trend freilich nicht aufhalten lassen. Denn im Bereich der kirchlichen Professionalisierungsrethorik geben ohnehin die Sonderstellen den Ton an. Sie werten sich dadurch selbst auf. Wenn das Lexikon zur Soziologie im Artikel »Professionalisierung« von der »Steigerung von Berufsprestige und -einkommen« spricht⁵⁵, dann lassen sich die Spu-

55 hg. von W. Fuchs u. a., Sonderausgabe Opladen 1988, S. 597.

ren dieses Interesses innerkirchlich mittlerweile deutlich absehen; Überlegungen zur leistungsgerechten Besoldung der Geistlichen stehen in der Bayerischen Kirche nicht aus.

Das Gemeindepfarramt wird nun aber in der um dieses Paradigma herum entstehenden neuen kirchlichen Hierarchie automatisch weiter nach unten rutschen. Gemeindepfarrer sind dann arm dran: Als Generalisten können sie keine Professionalität ausbilden, denn diese bleibt ja den Spezialisten vorbehalten; das, was sie – als Amateure im besten Sinne – tun, müssen sie nun aber unter dem neuen Leitbild der Professionalität auch als solche verkaufen. Auch sie werden also in eine Marketinghaltung getrieben, deren Scheincharakter ihnen nur allzu bewußt bleibt. Unter dem Diktat des Professionalismus dürfte es darum nicht ausbleiben, daß Gemeindepfarrerinnen und -pfarrer spezifische profession-gene Pathologien ausbilden – sofern sie sich nicht rechtzeitig zu wehren wissen.

In diese Tendenz paßt hinein, daß es mittlerweile offenbar hoffähig geworden ist, daß kirchenleitende Funktionäre die mangelnde Leistung bzw. Leistungsbereitschaft in der (Gemeinde-)Pfarrerschaft öffentlich beklagen und mit solchen pauschalen Unterstellung das neue »Ja zur Führung und Kontrolle« in der Kirche legitimieren. Die leicht zu verifizierende Beobachtung, daß Generalisten natürlich immer manches weniger gut können als anderes, daß »Amateur-Pfarrer« in einzelnen Handlungsfeldern darum weniger effektiv operieren, läßt freilich durchaus mehrere Schlüsse zu, die keineswegs in die Professionalisierungsforderung münden müssen. Eine mögliche Konsequenz wäre beispielsweise, daß man sich bewußt den besonderen Charme des Amateurs auch dort leistet, wo Defizite schmerzen können, weil die Überzeugung leitet, das sich kirchliches Handeln gerade dadurch in eschatologischer Gelassenheit erfahren läßt. Wenn die Gemeinde denn weiß, daß die Pfarrerin in der Predigtvorbereitung versunken ist, um am Sonntag das Wort des lebendigen Gottes zur Sprache zu bringen, dann – und nur dann – wird es ihr gerne nachgesehen werden, wenn sie wieder einmal zu spät zur Sitzung erscheint. (Dem Profi hingegen, der auch für seine Vorbereitung der Predigt auf »Effizienz« achten und einen straffen Zeitplan einhält, wird ein solches mangelhaftes Zeitmanagement im Blick auf die Sitzung nicht verziehen werden können. Ein Profi ist zur Professionalität verdammt.)

Oder aber – und das wäre m. E. die empfehlenswertere Alternative – das Modell des Generalisten im Pfarramt macht längerfristig Platz für ein entschlossenes Zugehen auf die Charismen, wie sie in einer Gemeinde jeweils verteilt sind. Dies würde mit der Teilung vieler bisher im Pfarramt monopolisierter Aufgaben einhergehen und könnte zugleich zu einer Konzentration der ausgebildeten Theologen auf das Amt des Lehrens von Theologie auf Gemeindeebene führen.

Damit wäre eine Weg aus der hausgemachten Unmündigkeit der meisten Gemeinden in theologischer Hinsicht gewiesen. Zwischen beiden Modellen sind gleitende Übergänge denkbar.

Der zur Zeit in der Bayerischen Landeskirche wie auch in anderen Kirchen der EKD eingeschlagene dritte Weg, den Generalisten zum Profi machen zu wollen, scheint mir demgegenüber schlicht aporetisch. Wenn beispielsweise der Finanzskandal im Münchner Dekanat nun zu der Forderung führt, die Pfarrer auch in Verwaltungsdingen (wie in zahlreichen anderen Tätigkeitsbereichen) professioneller auszubilden, dürfte das dem Versuch gleichkommen, den Teufel mit Beelzebul auszutreiben. Hier wird nur dieselbe Überforderung in einem Bereich noch verstärkt, die die im Sinn der Dienstaufsicht beteiligten Pfarrer dazu getrieben haben dürfte, ihre administrative Aufsichtspflicht eher »großzügig« wahrzunehmen.

Eine möglicherweise noch ernstere Konsequenz des Professionalitätsdenkens scheint mir in der Entpolitisierung zu liegen, die damit einhergeht. Um es noch einmal auf dem Hintergrund des Unterschieds zum Berufsgedanken zu sagen: Klassisch wurde der Beruf angesehen als Beitrag zum Gemeinwohl durch seinen Beitrag für solche in einem Gemeinwesen unverzichtbaren Güter wie Bildung, Gesundheit, Ernährung, Frieden etc. Diese Gemeinwohlorientierung signalisierte ein politisches Verständnis des Berufes.

Einem Beruf nachzugehen beinhaltet, worauf Dietrich Bonhoeffer eindringlich hingewiesen hat, immer die Verantwortung fürs das Ganze des respektiven Gutes im Blick zu behalten. »Bin ich zum Beispiel Mediziner, so diene ich nicht nur im konkreten Fall meinen Patienten, sondern zugleich der naturwissenschaftlichen Erkenntnis und damit der Wissenschaft und der Wahrheits-erkenntnis überhaupt. Obgleich ich praktisch diesen Dienst an meiner konkreten Stelle, also zum Beispiel am Krankenbett des Patienten, versehe, so behalte ich doch die Verantwortung für das Ganze im Auge und nur so erfülle ich meinen Beruf. Dabei kann es dazu kommen, daß ich als Arzt auch meine konkrete Verantwortung einmal nicht mehr am Krankenbett, sondern zum Beispiel im öffentlichen Eintreten gegen eine die medizinische Wissenschaft, oder das menschliche Leben ... bedrohende Maßnahme erkennen und erfüllen muß. Gerade weil Beruf Verantwortung ist und weil Verantwortung eine ganze Antwort des ganzen Menschen auf das Ganze der Wirklichkeit ist, gibt es kein banausisches Sichbeschränken auf die engsten Berufspflichten; eine derartige Beschränkung wäre Verantwortungslosigkeit.«⁵⁶

⁵⁶ Dietrich Bonhoeffer, Ethik; hg. von Ilse Tödt, Heinz Eduard Tödt, Ernst Feil, Clifford Green, DBW 6, 2. überarb. Aufl. Gütersloh 1998, S. 294.

Wie Bonhoeffer mit dem Beispiel des demonstrierenden Mediziners andeutet, verpflichtet und ermächtigt die hinter dem Beruf wahrzunehmende göttliche Berufung immer zugleich auch zur kritischen Wachsamkeit gegenüber der Institution, der der jeweilige Beruf dient. Der Beruf zur Kirche umfaßt also auch die Nötigung zur Kirchenkritik, wo diese angebracht sein sollte. Hier zeigt sich der Abstand zum professionellen Funktionärstum in aller Schärfe. Während der »Beruf« immer zugleich Bejahung und Verneinung der Institution meint, findet sich (etwa im Konzept des Evangelischen-München-Programms) als sachgemäßes Korrelat zum »Ja zur Professionalität« das »Ja zu Institution« und zwar ohne jede Qualifizierung. In der Tat verhält sich das funktionale Muster der Professionalität paßförmig zum Selbsterhaltungsinteresse einer Organisation. Jede Kritik dient dann lediglich der Effizienzsteigerung der Institution und kann somit die grundsätzliche Ebene gar nicht erreichen.

Während das Berufsethos, wie Bonhoeffer klarmacht, immer auch politisch gefaßt ist – in der Verantwortung für das Ganze und sich nicht nur funktionärschaft auf die engsten Pflichten »vor Ort beim konkreten Patienten« beschränkt, weiß sich der kirchliche Profi gerade mit dieser »Konkretheit« (»ganz beim Kunden sein«), zu empfehlen. Mit dem Verschwinden des Horizonts politischer Verantwortung geht freilich auch die kritische Distanz zu den artikulierten »Bedürfnissen« der Klientel verloren, denen sich der kirchliche Profi verpflichtet weiß. Dabei geht das Problem nicht darin auf, daß in der Kirche statt des Evangeliums nun auch »to your request« gespielt wird. Das Problem des Professionalismus betrifft auch die Charakterbildung des kirchlichen Amtsträgers. Wie der Tanzmusiker muß er sich identifizieren mit dem Publikumsgeschmack, zumindest was sein öffentliches Auftreten anbelangt; die innere Distanz mag es durchaus geben. Wir wissen, daß Roy Black viel lieber Rock 'n' Roll gesungen hätte, dies aber nicht artikulieren durfte und unter anderem an dieser inneren Spaltung zugrunde ging. Professionalität tendiert zur Ausbildung schizophrener Charaktere, die nach der Pfeife des Publikums tanzen und es eben darüber zu verachten lernen. »König Kunde« kann eben nicht geliebt werden, er wird vielmehr unterwürfig gehaßt. Auch aus diesem Grund ist der Professionalismus in der Kirche nicht etwa nur weniger empfehlenswert. Mit seiner inhärenten Tendenz zum Zynismus widerspricht er vielmehr überhaupt dem Gebot der christlichen Ethik, den Nächsten zu lieben und zu achten.

4. Die Auflösung des Parochialprinzips und der Wettbewerb der Gemeinden

Das in »Evangelium Hören« aufgenommene Stichwort der Ökonomisierung weist auf einen Paradigmenwechsel der Leitmetapher des sozialen Lebens zurück: Das klassische soziale Paradigma des Forums, der politischen Ortsversammlung, ist abgelöst worden durch die Leitmetapher des Marktplatzes. Im Unterschied zum politischen Paradigma fußt der Markt nicht auf der Grundlage von gemeinsamen Zielen des zivilen Lebens, sondern auf Verfahrens-Regeln, die ein faires ökonomisches Wettstreiten unter feindlichen Fremden garantieren sollen⁵⁷. Diesem Paradigmenwechsel der Ökonomisierung entspricht das neue Leitbild der Professionalität als marktorientierte Berufsauffassung paßgenau: Profi ist, wer sich aufgrund seiner Kompetenz (übersetzt: Wettbewerbsfähigkeit) auf dem Markt durchsetzen kann. Im Paradigma des Professionalismus geht es wesentlich um die Profilierung vor den anderen, die primär als Wettbewerber angesehen werden und erst sekundär als nützliche Mitarbeiter.

Wenn wir uns also fragen, welche mitlaufenden Signale die Professionalität des weiteren aussendet, so läßt sich das an dem einfachen Beispiel des Gemeindebriefs illustrieren. Aus der ganz richtigen Einschätzung, daß der Gemeindebrief die Visitenkarte der Gemeinde ist, wird gerne gefolgert, daß es hier besonders professionell zugehen müsse, von der graphischen Betreuung bis zur landeskirchlich verordneten Einheitstypen mit Logo. Nur: Wer macht sich eigentlich bewußt, daß eine Hochglanzbroschüre auch ganz spezifische Erwartungen weckt? Wer sich auf diese Weise animiert sieht, will sich auch entsprechend bedient wissen und erwartet ein Qualitätsprogramm: spannende Predigt, Kirchenkaffee von Dallmayr in gutem Porzellan, klimatisierte Kirchenräume, eine wohltemperierte Orgel etc. Was aber ist, wenn die so angelockten Kunden auf die oft deutlich weniger temperierte Realität in den Gemeinden treffen, die sich weniger leicht auf Hochglanz bringen läßt? Enttäuschung vorprogrammiert? Aber – so wendet der Kirchenmarketing-Stratege ein –: Ist nicht das eine Programm für das andere? Sollte sich nicht die kirchliche Alltagswirklichkeit den Qualitätsmaßstäben angleichen wollen, die die Kataloge anlegen? In der Tat: In USA gibt es bereits »Gourmet-Führer« in Sachen religiöser Serviceleistung, und nicht wenige Gemeinden sind bestrebt, sich in ihrem Angebot auch diesen Erwartungsstandards anzupassen. Hier werden ganz ungeniert professionelle Standards abgefragt und zensiert, angefangen von der Bequemlichkeit der Sitzgelegenheit über die Gefälligkeit der Kirchenmusik, die rhetorische Qualität der Predigt, bis zur

57 Michael Goldberg, Introduction to: Against the Grain. New Approaches to Professional Ethics; ed. by M. Goldberg, Valley Forge 1993, S. 6f.

Temperatur des Kirchenkaffees, der Parkplatzgröße und seiner Entfernung zum Gotteshaus. In einer solchen Katalog-Kultur werden die Gläubigen oder religiös Interessierten natürlich dazu angehalten, die passenden Gemeinden auszuwählen und bei nachlassendem Service rasch zu wechseln.

Was wir auch immer von solchen Katalog-Gemeinden halten mögen und von dem Wettbewerb, in den die Gemeinden durch Professionalisierung und Marketing getrieben werden – eines dürfte zumindest klar sein: Das Leitbild von der Professionalität fördert die Auflösung des Parochialprinzips und den Trend zu Richtungs- oder Personalgemeinden. Profis wollen als solche anerkannt werden und sich im Wettbewerb ihrer Kompetenz bestätigen. Um den Kontrast zum Amateurtum noch einmal zu verdeutlichen. Gegenüber einer solchen Hochglanzbroschüre und ihrer Botschaft hatte der essig-duftende Gemeindebrief aus der Matrize in seiner Schlichtheit im Kern doch die bessere Botschaft übermittelt: »Achtung, hier kannst du mitmachen, hier sind keine überlegenen Profis am Werk, die alles besser wissen und können als du, und von denen du dich höchstens ›verstehen‹, in deinen Bedürfnissen ›ernstnehmen‹ oder ganz schlicht versorgen lassen kannst. Hier wirst du gebraucht. Hier kannst du mit deinen Fähigkeiten mittun. Du hast keine Kompetenzen? Keine Angst, die anderen werden an dir Begabungen entdecken, von denen du bisher nichts wußtest.« In einer Welt, die sich in immer weiterem Ausmaß dem Gesetz des Selbstmarketings unterworfen hat, dürfte eine solche Botschaft gewissermaßen antizyklisch wieder Neugier, ja Hoffnung wecken. Wo man offenbar so wenig um Selbstpräsentation besorgt ist, muß es gerade interessant sein, zu sehen, worum es hier denn geht ...

5. Kirchliches Mainstreaming und die Homogenisierung des Nachwuchses

Wie sehr die Begeisterung für den Profi die Kirchen erfaßt hat, zeigen nicht zuletzt auch die grassierenden Kompetenzen-Listen, mit denen im Bereich der kirchlichen Ausbildungskonzepte hantiert wird. Ohne die dort aufgelisteten Kompetenzen hier im Einzelnen diskutieren zu können (obgleich eine Vorstellung wie die einer »spirituellen Kompetenz« schon durch ihre innere Widersprüchlichkeit dazu reizt), wird doch zu sagen sein, daß sich absehen läßt, wohin solche Listen führen werden: Sie werden – zumal in einer Zeit knapper Stellen, mit denen der Arbeitgeber Kirche wuchert – dazu führen, daß sich der kirchliche Nachwuchs und damit die »personelle Ressource« gefährlich homogenisiert.

Wer sich um die zukünftige Anstellung sorgen muß, wird fraglos dazu neigen, sich im vorauseilenden Gehorsam dem Anforderungsprofil jener Listen anzupassen. Für das Idiosynkratische wird immer weniger Platz sein, wenn alle

möglichst kompetent – und das auch noch möglichst gleichmäßig in allen geforderten Bereichen – sein sollen und wollen. Welche Verarmung aber wird es etwa geben, wenn der kirchliche Nachwuchs pflichtbeflissen an seiner »kommunikativen Kompetenz« arbeitet? Von der subtil eher abstoßenden Wirkung antrainierter Zuwendungsfähigkeit einmal ganz abgesehen: Kandidaten und Kandidatinnen, die dem Leitbild des ständig kommunikationsbereiten Menschen zu entsprechen versuchen, werden jedenfalls kaum zu dem werden können, was die Kirche gerade in Zeiten gesellschaftlichen Schematisierungsdrucks dringend bräuchte: Persönlichkeiten nämlich – Menschen mit ausgeprägten Überzeugungen (es dürften auch theologische sein), die sie widerstandsfähig und unbestechlich machen; Menschen, die sich ihre Ecken und Kanten bewahren, und mögen diese in den gängigen Kompetenzenrastern auch als »kommunikative Schwäche« erscheinen; Menschen, die vielleicht nicht immer, überall und mit allen reden können, aber zur rechten Zeit das entscheidende Wort finden. Positiv ist so etwas durch professionelle Standards gar nicht erfassbar, negativ aber gibt es den Bezug gleichwohl. Der Profi mit all seinen Kompetenzen ist nämlich vor allem eines: ein Mensch ohne Eigenschaften.

Hans-Gerhard Koch

McKinsey in Korinth?

Vom Sinn und Unsinn der Mitarbeiterjahresgespräche

1.

Die Streitschrift »Evangelium hören« fordert in These 3 c »Episkope statt Personalentwicklung«. Sie argumentiert vom biblischen Charisma der »Episkope«, des »Darauf-schauens« gegen Überwachung, Kontrolle und »Mitarbeiterhonorar«, die Hierarchiemodelle aus der Wirtschaft unsachgemäß auf die Kirche übertragen. Mit der Veränderung einer Beamten- in eine Unternehmenshierarchie sei nichts gewonnen.

2.

So richtig das ist, so sehr ruft es nach einer differenzierten Betrachtung. Es geht ja nicht nur darum, falsche Orientierungen anzuprangern, sondern auch darum, in unsrer Kirche als einer großen Organisation einen richtigen Leitungsstil zu entwickeln. Er muß zugleich biblisch verantwortet und praktisch wirksam sein, muß Gaben erkennen und entwickeln und sie auf Aufgaben beziehen.

1.

Richtig ist: Ein Menschenbild, das Männern und Frauen Gaben zutraut, das diese Gaben auf ein gemeinsames Ganzes bezieht und davon ausgeht, daß sie zusammenwirken und wachsen, das brauchen wir uns eigentlich nicht erst von Personalentwicklerinnen und -entwicklern aus der Wirtschaft vermitteln zu lassen. Wir haben es im Neuen Testament, insbesondere im 1. Korintherbrief, bereits vorliegen.

2.

Richtig ist: Einen Begriff von Leitung, die genau hinschaut, Dinge beim Namen nennt, Aufgaben benennt und danach fragt, ob Ziele erreicht wurden, müssen wir nicht »controlling« oder »management by irgendwas« nennen. Wir müssen auch nicht mühsam entdecken, daß Leitung eine Funktion ist und Führung eine Gabe, die jeder und jede einmal übernehmen kann. Mitbestimmung der »Geleiteten« sollte uns eigentlich selbstverständlich sein. Denn im Konzept der »Cha-

rismen«, der »Geistesgaben«, steckt ein urdemokratisches Moment, das Martin Luther im Wort vom »Priestertum aller Gläubigen« auf den Begriff gebracht hat.

3.

Aber an dieser Stelle sitzt auch ein Problem. Auf den Begriff gebracht haben Paulus, Luther und viele andere so manches. Die Realität gehörte anderen. Offensichtlich gerieten wir in der Kirche immer wieder in die Situation eines Menschen, der einen Schatz besitzt und das auch weiß. Aber wenn die Zeiten gefährlich werden, vergräbt er diesen Schatz und versucht mit anderen Mitteln zu überleben. Und immer wieder geschieht es dann, daß, wenn die Gefahr zu Ende ist, der Schatz vergessen wird.

So hat die alte Kirche die Schätze des Paulus vergraben, als es darum ging, nach Jahrhunderten der Verfolgung endlich öffentliche Anerkennung zu erlangen. Sie hat dann an die Stelle der neutestamentlichen Charismen die kirchlichen Ämter gesetzt und sich nach dem erfolgreichen Muster der römischen Verwaltung organisiert.

So hat Martin Luther die Schätze des allgemeinen Priestertums gehoben, sie aber in der Notsituation der Gegenreformation doch wieder vergraben und das landesherrliche Kirchenregiment eingesetzt.

So könnten wir in der vermeintlichen Notsituation knapper werdender Mittel, sinkender Beteiligung und schwindenden öffentlichen Einflusses die in der Kirchenreformbewegung wiederentdeckten Grundstrukturen von Kirche als »Volk Gottes« aufs neue vergraben und auf den Markt setzen, an dem wir uns mit Managementmodellen behaupten müssen.

4.

Das alles deutet darauf hin, daß es ungeheuer schwer ist, die uns im Neuen Testament – nicht nur bei Paulus, sondern auch bei Jesus – geschenkten alternativen Modelle von Leitung und Führung in einer von der Situation der Jesusbewegung oder der Urgemeinde völlig verschiedenen Lage der Kirche umzusetzen. Da greift man schon lieber auf das gerade gängige gesellschaftliche Modell zurück. Das funktioniert wenigstens. Aber es hat einen hohen Preis: Kirche wird als Kirche unerkennbar. Und heute, wo die Managementlehren sich in immer kürzerer Zeit ablösen, schafft sie es mit der ihr eigenen Tendenz zur Beharrung immer gerade dann, wenn eine Managementtheorie in der Wirtschaft »out« ist, sie zur einzig wahren zu erklären.

5.

Dem können wir nur entgehen, wenn wir auf unseren eigenen Grundlagen Vorstellungen von kirchengemäßer Leitung, Beteiligung und Gabenentwicklung entwickeln und vor allem auch anwenden. Ich kann und will dies hier nur in Frageform tun:

Wenn alle Gaben gleichwertig sind, auch die der Leitung – könnten wir nicht endlich ein Besoldungssystem schaffen, das Leitung als Funktion begreift und mit einer Funktionszulage, aber nicht mit hierarchischen Besoldungsstufen bezahlt?

Und müßte eine so verstandene Leitung nicht ganz selbstverständlich im Turnus einiger Jahre wechseln können?

Wenn wir unsere Tradition brüderlichen und schwesterlichen »Genau-Hinsehens« ernst nehmen – müssen wir dann ein »Mitarbeitergespräch« zum Führungsinstrument machen? Müßte es nicht von einem Netz kollegialer Beratung und auch von einem »Genau-Hinsehen« der Geleiteten auf den/die Leitende/n umgeben sein?

Wenn wir die Beauftragungs- und Sendungspraxis der Urgemeinde ansehen – können wir da Mitarbeiterführungskonzepte brauchen, die einseitig auf hauptberuflich Arbeitende zugeschnitten sind?

6.

Freilich, bei allem Bemühen um das eigene, biblische Profil gilt auch das andere: Nicht immer bleiben vergrabene Schätze verborgen. Manchmal finden sie andere, heben sie, tauschen sie in gängige Münze um und machen etwas daraus. Seit die Wirtschaft entdeckt hat, daß motivierte Mitarbeitende ihr größtes Kapital sind, hat sie Methoden entwickelt, die unter anderen Namen dem, was wir gabenorientierte Leitung nennen würden, ziemlich nahe kommen. Freilich: das Vorzeichen ist ein anderes. Die Renditevorgabe muß erreicht werden. Menschen sind Mittel, nicht Zweck der Übung.

Das unterscheidet uns.

Aber es braucht uns nicht zu hindern, bei den Wiederentdeckern unserer alten Schätze in die Schule zu gehen. Zum Beispiel, um zu lernen, wie ich verlässliche Systeme entwickeln kann, daß tatsächlich über die Situation und die Gaben jedes und jeder einzelnen gesprochen und aufgrund des Gesprächsergebnisses gehandelt wird. Zum Beispiel, um zu lernen, wie ich Kritik so aussprechen kann, daß die Möglichkeit der Verbesserung im Vordergrund steht. Das alles haben Personalmanager – unter anderem, vielleicht falschen Vorzeichen – entwickelt. Kirchenfunktionäre haben höchstens davon geredet.

7.

Zum Schluß: das Mitarbeiterjahresgespräch. Ich halte es – aus der Erfahrung eines ersten vollständigen Durchgangs in meinem Verantwortungsbereich – für eine gute Sache. Auch wenn der Impuls, der Leitfaden und die Methoden noch viel an das Haus Siemens erinnern: daß sich Leitungspersonen oder von diesen Beauftragte regelmäßig mit jedem und jeder Mitarbeitenden – eben auch mit der Putzfrau, mit der das bei Siemens keiner macht – zusammensetzen und Person, Aufgabe und Arbeitsbedingungen bedenken – das ist ein lange vergrabener Schatz, den wir nicht wieder wegwerfen dürfen. Es zeigt sich – in schmerzlicher Deutlichkeit – wie sehr wir es an »Achtsamkeit« gegenüber Menschen und ihren Aufgaben haben fehlen lassen. Teils, weil wir meinten, auf bürokratische Weise zu kontrollieren genüge, teils weil wir meinten, es gäbe die totale Selbstverantwortung jedes Einzelnen. Auch das sind nicht unbedingt biblisch begründete Denkmodelle gewesen. Und immer noch ist Siemens weiter als wir: dort sind die »Vorgesetztengespräche«, das moderierte Gespräch zwischen Leitungsperson und Geleiteten über Kritik und Verbesserungsmöglichkeiten am Leitungsverhalten, schon Standard. Unsere Mitarbeiterjahresgespräche sind bisher eine Einbahnstraße von oben nach unten.

8.

Da wir aber offensichtlich nicht in der Lage gewesen sind, aus eigener Kraft Modelle kirchengemäßer Personalführung zu entwickeln, müssen wir die ersten Schritte mit Hilfe anderer gehen. Und das ist besser, als noch Jahre diskutierend stehenzubleiben. Lernen, das Mitarbeiterjahresgespräch in den Kontext von Kirche einpassen und es durch andere, kirchengemäße Weisen gemeinsamer Verantwortung ergänzen können wir nur, wenn wir Praxis damit haben. Diese Praxis darf allerdings keine blinde Nachahmung sein, sondern muß theologisch reflektiert und theologisch verantwortet werden. Und es gilt, unsere theologischen Traditionen nicht als Menetekel an die Wand zu malen, sondern ihren Reichtum zu nutzen. Was trägt ein Menschenbild für Personalentwicklung aus, das die Möglichkeit des Scheiterns und der Vergebung einschließt, anstatt Perfektion zu fordern? Was bringt die reformatorische Unterscheidung von Person und Werk an neuen Einsichten? Gäbe die alte kirchliche Tradition der »Visitation«, des brüderlich-schwesterlichen Besuchs, ein Alternativmodell zum Mitarbeiterjahresgespräch ab?

Vielleicht gelingt es uns ja dann, der jeweils neuesten Lehre von der Personalführung sogar einmal ein paar Jahre voraus zu sein.

Holger Forssman

Die Gemeinde als Lebensraum

I. Die Kirche verändert sich:

Beobachtungen und erste, noch ungeordnete Überlegungen

Da war der Referent, der die Gottesdienste einer Kirchengemeinde ganz selbstverständlich in der Rubrik »zielgruppenorientierte Angebote« einordnete. Ja, auch bei uns gibt es das übliche »Programm« an Familien-, Jugend-, Kinder- und Krabbelgottesdiensten neben dem »normalen« Sonntagvormittagsgottesdienst. Trotzdem: Die Gemeinde zerfällt doch nicht in Zielgruppen (ohnehin ein Wort, das mich ans Tontaubenschießen erinnert); und Gottesdienste werden doch nicht feilgeboten. Sie sind Räume und Zeiten Gottes, in die wir als feiernde Gemeinde gemeinsam eintreten, um auf Gott zu hören und ihm in Lob und Bekenntnis zu antworten.

*Da waren die Artikel in theologischen oder kirchlichen Zeitschriften, die verschiedene neue Kasualhandlungen vorschlugen, um den veränderten Bedürfnissen unserer Kirchenmitglieder entgegenzukommen: Liturgien zur Ehescheidung, zur Einschulung, zur Genesung oder sogar zum Kirchenaustritt. Aber was sind Kasualhandlungen? Etwa Serviceleistungen der Kirche für die zahlende Kundschaft? Dann bräuchten wir freilich mehr davon, müßten sogar künstlich Bedürfnisse wecken, um die Kunden noch oder wieder stärker an uns zu binden. Sind Kasualien nicht vielmehr *gebotene* Gottesdienste? Wir taufen doch auf einen *Taufbefehl* hin und feiern damit ein Sakrament, wir trauen aufgrund einer *Segensverheißung* Gottes, der den Menschen als Mann und Frau geschaffen hat und sie gesegnet hat (Gen 1,28), und wir bestatten unsre Toten als biblisch begründete *Liebespflicht* der Gemeinde (Tob 1,20) und weil wir gewiß sind, daß »weder Tod noch Leben ... uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.« (Röm 8,38f.)*

Da war der Pfarrer, der nicht mehr an die Tür oder ans Telefon ging, wenn er sein wöchentliches Kontingent von Arbeitsstunden erfüllt zu haben meinte.

Irgendwie verständlich, wenn man sich zunehmend als normaler Arbeitnehmer versteht. Das Zeitkontingent, das man seinem Arbeitgeber verkauft, muß ja irgendwie begrenzt sein. Man ist ja kein »Hausarzt« für die Leute, arbeitet nicht auf eigene Rechnung. Irgendwie verständlich also, mehr noch bei Teildienstlern, die ja geradezu angehalten sind, Grenzen zu ziehen. Trotzdem: Wir werden als Pfar-

rer/innen nach wie vor nicht für unsere Leistung bezahlt, wir erhalten »Versorgungsbezüge«, kein Gehalt, und das ist gut so. Denn so können wir Zeit haben, wo sonst niemand mehr welche hat, »zwecklose«, bewußt ineffizient verbrachte Zeit. Wie dieser seltsame Hirte, der unsinnigerweise einem einzigen Schaf nachläuft. Der konnte wohl auch nicht richtig rechnen.

Da war die wachsende Anzahl von Leuten, die mich nach den »Zielen« meiner Gemeindegemeindearbeit fragte. Zuerst ließ ich mich noch verunsichern: Wirkt meine Arbeit etwa so ziellos auf andere? Mit der Zeit aber wurde immer mir klarer: Die Frage nach den Zielen ist falsch gestellt. Was mein Tun leitet, sind nicht Ziele, die ich mir setze, sondern das Amt, das mir übertragen wurde. Das ist etwas grundsätzlich anderes. Aber weiß das noch jemand? Entsteht nicht vielmehr nach und nach eine Kirche, die gar kein kirchliches »Amt« im theologischen Sinne mehr kennen wird, sondern nur noch ein »Landeskirchenamt« und eine Reihe professioneller und semiprofessioneller Repräsentant/inn/en vor Ort, die ihre beitragszahlenden Mitglieder zielsicher bedienen und versorgen?

II. Ein Amt haben – was heißt das eigentlich?

Während darüber nachgedacht wird, ob die gegenwärtige Umbruchszeit am Besten von einer unternehmerisch und strategisch von oben geführten Kirche bewältigt wird – oder vielleicht doch eher von einer Kirche, die sich vereinsmäßig vor Ort organisiert,⁵⁸ gerät die lutherische Lehre von Amt in Vergessenheit. Sie

58 Ersteres scheint von unserer Kirchenleitung favorisiert zu werden, letzteres von den Laienaktivist/inn/en unserer Kirche. Der Kirchenleitung verhilft das neue Selbstverständnis zu einer scheinbaren Klarheit über die eigene Funktion: Man versteht sich als Planungsebene, als Führungsschicht, mit dem Bischof als Repräsentant der Einheit nach außen und der Synode als Aufsichtsrat an der Seite. Die Kreisdekane und Dekane bilden die mittlere Führungsebene. Die Pfarrer/innen und »Ehrenamtlichen« sind die (leider oft reichlich widerspenstigen) Ausführungsorgane vor Ort.

Den Laienaktivist/inn/en liegt das Vereinsmodell näher. Den »passiven« beitragszahlenden Mitgliedern stehen hier die organisierten Aktiven gegenüber, die wahren »Säulen« des Vereinslebens. Diese stellen hauptamtliche Funktionäre an und kontrollieren deren Arbeit. Eine aufregende Mischung zwischen beiden (eigentlich kaum vereinbaren) Denkmodellen findet sich im Entwurf für das Kirchengesetz, das aus den Ehrenamtlichen-Leitlinien der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern entwickelt wurde: Die aktiven Laien finden hier klare Rechte formuliert, die sie einfordern können. Am wichtigsten erscheint mir dabei das Recht, an allen maßgeblichen Informationen teilhaben zu dürfen. Damit soll wohl dem Patriarchalismus mancher Pfarrer ein gesetzlicher Riegel vorgeschoben werden.

Umgekehrt dient das Gesetz einem gezielten und von oben planmäßig gesteuerten »Gemeindeaufbau«. Die »Verantwortlichen« in der Kirchengemeinde (letztlich werden es die Pfarrer/innen sein) suchen sich die Leute zur Mitarbeit, welche diejenigen Kompetenzen mitbringen, die zur Erreichung der (womöglich von weiter oben vorgegebenen) Ziele

wird freilich noch verbal mitgeführt, im Gesangbuch im Rahmen der Bekenntnistexte abgedruckt und bei Einführungshandlungen oder in Präambeln von Kirchengesetzen angeführt. Aber die Gelegenheit, ihre Aktualität neu zu diskutieren und sie in ihren praktischen Auswirkungen zu bedenken, ist bisher versäumt worden.⁵⁹

Ich will an dieser Stelle an die lutherische Lehre vom Amt, an ihre Probleme und an ihre praktischen Implikationen erinnern.

1. Daß es »das Amt« überhaupt gibt, wird in der evangelischen Kirche mit der Notwendigkeit der Evangeliumsverkündigung und Sakramentsverwaltung begründet. Das glauben- und lebenweckende Wort kann man sich nicht selber sagen, das Sakrament nicht selber spenden. Es braucht also ein Amt, das dieses Wort ausrichtet und dieses Sakrament reicht. (CA V: »Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt ...«) Das Amt ist damit inhaltlich qualifiziert: Es ist »ministerium ecclesiasticum«, Amt der Verkündigung. Theologisch könnte man sagen: Im Amt kommen Verkündigung und Verstehen des Wortes Gottes zusammen. Amtsträger/innen und Gemeindeglieder haben gemeinsam am Evangeliumsgeschehen Anteil. Im Sakrament, besonders im Abendmahl ist die Gemeinsamkeit des Vorgangs am deutlichsten.

2. Wichtige Fragen der kirchlichen Praxis sind damit aber noch nicht geklärt:

a) Wie kommt ein/e Amtsträger/in zu seinem/ihrer Amt?

Das Bekenntnis äußert sich zu dieser Frage denkbar knapp: Niemand soll in der Kirche öffentlich lehren, predigen oder Sakramente reichen »nisi rite vocatus« (ohne ordnungsgemäße Berufung). Faktisch ist aber in unserer evangelisch-lutherischen Kirche der- oder diejenige, der/die ein Amt anstrebt, zunächst auf sich selbst gestellt; er/sie fragt nach persönlicher, eigener Berufung und Motivation – und sieht sich der Kirchenleitung ebenso gegenübergestellt wie der Gemeinde.⁶⁰

wünschenswert sind. Mit diesen Leuten trifft man dann klare Vereinbarungen über Anfang, Ende und Umfang der Tätigkeit, vergütet ihre Auslagen und schickt sie auf ausgewählte Fortbildungen. Einen unkontrollierten »Wildwuchs« von freiwilliger und unbezahlter Tätigkeit in der Gemeinde soll es nicht mehr geben.

59 Die beste Gelegenheit bot sich bei der Einführung des Erprobungsgesetzes für Teildienstler in den Gemeinden. Allzu bereitwillig hat sich die Kirchenleitung in die Rolle einer Arbeitgeberin drängen lassen. Die praktischen Fragen, die unvermeidlich aufkamen (Inhalt und Umfang eines halben Dienstauftrages, Arbeitszeit, Präsenzpflcht, Dienstwohnung etc.) wurden auch nur praktisch, dienstrechtlich, angegangen und nicht als gemeinsame *theologische* Herausforderung betrachtet. Dieser vermeintlich kürzere, pragmatische Weg, den Schwierigkeiten zu begegnen, mag sich freilich am Ende als Umweg erweisen ...

60 Ein erfreuliches Signal, daß dieses Problem erkannt ist, sehen wir an der Arbeit, die im Rahmen des sogenannten »Praxisjahres für Theologiestudierende« geschieht. Vgl. dazu: Werner Göllner: Orientierungshalbjahr Pfarrberuf, in: Korrespondenzblatt 8&9/2000, 123ff.

Bei der Prüfung, Einsetzung und Beurteilung freilich wird die Gemeinde kaum mitreden können – erst wenn die Amtsperson dann schon in Amt und Würden ist und praktisch unkündbar.

b) Wie ist die Rangfolge der »Dienste« innerhalb des einen Amtes zu regeln? Wo es eine Hierarchie gibt, ist die Rangfolge streng geregelt. Eine Beurteilung kann ebensowenig wie eine Einsetzung von unten nach oben erfolgen. In der lutherischen Tradition wird die Hierarchie abgewiesen und die Gleichrangigkeit der »Dienste« betont (in der reformierten Tradition werden diese Dienste immerhin etwas klarer als Ältestenam, Lehramt und Diakonat um das zentrale Hirtenamt herum angeordnet). Die Frage, wie innerhalb des einen Amtes trotzdem *Leitung* geschehen kann, ist aber praktisch nicht gelöst.⁶¹

c) Wer beurteilt die Amtsträger/innen?

Das Beurteilungskriterium in einer evangelischen Kirche soll die Heilige Schrift sein – und letzte Machtinstanz das Evangelium. Freilich wird die Beurteilung ebenso wie die Macht dann doch immer wieder von der »Kirchenleitung« wahrgenommen. Wie »geistliche« Leitung konkret geschehen kann, ist eine offene Frage. Eine zu weitgehende Verrechtlichung, die keine Spielräume mehr für die Betrachtung des Einzelfalles läßt, steht einer »geistlichen« Leitung jedenfalls entgegen.⁶²

Wir schieben also in der Amtstheologie jahrhundertealten Klärungsbedarf vor uns her. Das soll uns aber nicht entmutigen, nach Lösungen zu suchen, die dem Grundanliegen des lutherischen Amtes besser entsprechen als die gegenwärtigen Modelle einer Unternehmens- oder einer Vereinskirche. Im Folgenden will ich einige Anregungen dazu formulieren.

61 Dazu nur ein Hinweis: Zur lutherischen Tradition gehört es, einer Not der stürmischen Reformationszeit folgend, Leitungsaufgaben an die weltliche Obrigkeit zu delegieren (die freilich als von Gott eingesetzt gilt). Die Konsistorien, aus denen etwa in Bayern der Landeskirchenrat entstanden ist, waren Ministerialbehörden. Der sehr weitgehende Leitungsanspruch, auch in geistlichen Dingen, der von diesen Behörden inzwischen ausgeht, wäre durchaus einmal in Frage zu stellen.

62 Gegenwärtig versucht die Synode der Evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern in bisher beispiellosem Umfang neue Gesetze auf den Weg zu bringen. Ich vermute: Das liegt daran, daß in dieser Synode die »progressiven« Kräfte überwiegen; Gesetze schienen bisher immer das einzige Mittel zu sein, die Willkür von oben einzudämmen. Daß sie auch geistliche Freiheit verhindern, sollte einmal ernsthaft bedacht werden, ebenso wie manche kluge Äußerung des Apostels Paulus, z. B. in Röm 4,15 (»Das Gesetz richtet nur Zorn an. Wo aber das Gesetz nicht ist, da gibt es auch keine Übertretung«).

III. Das eine Amt und die vielen Gaben: Die Gemeinde als geistlicher Lebensraum

Verkündigung geschieht nicht nur auf der Kanzel. In den verschiedenen Formulierungen des Ordinationsversprechens ist die Erinnerung daran gewahrt: »Bist du bereit ... dich in allen Dingen so zu verhalten, wie es deinem Auftrag entspricht«, lautet die entsprechende Frage an die Ordinandin/den Ordinanden. Viele Geschichten, die in Gemeinden kursieren, bezeugen, daß diese Frage keine leere Formel ist. Wo Geistliche sich ungeistlich verhalten, macht das eine Menge Eindruck, und dieser Eindruck »predigt« dann jeweils auf seine Weise gegen das Evangelium.⁶³ Abgestuft gilt das auch für andere Amtsträger/innen und auch für Kirchenvorsteher/innen.

Verkündigung geschieht nämlich nicht nur durch die ordinierten Geistlichen. Oft ist die Pfarramtssekretärin gewissermaßen die »Kirchentüre« in der Gemeinde, die man als offen und einladend oder als abweisend empfindet. Eine freundliche Stimme am Telephon, ein Viertelstündchen Zeit für die alte Frau, die jede Woche persönlich vorbeikommt, um eine Spende von DM 10.– zu bringen, all das gehört zum Umfeld der Verkündigung.

Und wer sich entschlossen hat, für die häusliche Pflege die Dienste der kirchlichen Diakoniestation in Anspruch zu nehmen, möchte nicht nur professionell versorgt werden, sondern vielleicht zum Aufstehen auch einmal ein Morgengebet mit der Schwester sprechen.

Aber es geht noch weiter: Darf der 68 jährige Trompeter, der nie richtig Noten lesen gelernt hat, auch unter dem neuen, ambitionierten Leiter weiter im Posauenchor bleiben? Er hat vielleicht musikalisch nur wenig beizutragen, aber er ist die »Seele« des Chors, er organisiert das gemeinsame Sommerfest und hat alle Geburtstage der Chormitglieder im Kopf. Vielleicht wird Gott nur angemessen gelobt, wenn auch die immer etwas schiefe Trompetenstimme dieses Mannes mitschwingt im Gesamtklang des Chores?

Wie wird eine Gemeinde aussehen, die alle ihre Dienste auf das eine »Amt der Verkündigung« bezieht und sie daraus begründet? Ich wage zu behaupten: Die Konzentration auf eine Mitte eröffnet der Gemeinde viel Freiheit. Es entsteht ein geistlicher Lebens-Raum, ein »Charismen-Biotop«, in dem sich die verschiedenen Gaben entfalten können, die Gott dieser Gemeinde schenken möchte. Diese

63 Das gilt auch, wo die Eindrücke positiv formuliert werden: Daß der Pfarrer »einen kräftigen Schluck verträgt«, legitimiert den eigenen Alkoholkonsum. Daß der Pfarrer »keine frommen Sprüche macht« oder »ein weites Herz für uns Heiden« hat, kann die Erleichterung darüber zum Ausdruck bringen, daß man die eigene Verweigerungshaltung nicht zu überdenken braucht.

Lebensräume können durchaus unterschiedlich aussehen. Nicht jede Gemeinde ist gleich⁶⁴: Es gibt kühle, nüchtern-vernünftige Gemeinden; es gibt, herzliche, leidenschaftliche Gemeinden; es gibt gastfreundliche, hilfsbereite, diakonische Gemeinden; es gibt engagierte, politische, streitbare Gemeinden. Im Garten Gottes kann es viele Lebensräume geben.

Und es gibt immer wieder die erstaunliche (?) Beobachtung, daß Gemeinden gerade in Zeiten der »Not«, etwa in einer länger währenden Vakanzzeit, richtiggehend erwachen. Samen haben im Boden geschlummert und beginnen gerade dann zu keimen, wenn man den Boden in Ruhe läßt. Plötzlich sind Charismen da, von denen keiner zuvor gewußt hat – sie waren ja auch scheinbar nicht gebraucht worden.

In dem Lebensraum, dem Biotop rund um die Mitte des Evangeliums kann vieles wachsen und gedeihen. Vielleicht ist es nicht besonders schön oder auch nur ansehnlich vor der Welt. Aber unser Maßstab ist die Ausrichtung auf Christus. Um ihn zu kreisen, ist keine zielgenaue, gerade Bewegung. »Siehe an die Werke Gottes! Wer kann das gerade machen, was er krümmt?« (Pred. 7,13)

Gefährlich erscheint mir darum der Begriff des »Gemeindeaufbaus«. Es könnte sich dahinter die Vorstellung verbergen, die Gemeinde sei nach einem vorgefaßten Entwurf zu konstruieren – und sei es auch ein gemeinsam entwickeltes »Leitbild«. Dann werden nicht nur Begabungen, sondern auch Beziehungen instrumentalisiert, (ehrenamtliche) Mitarbeiter/innen für die geplanten Projekte gezielt ausgewählt, geschult und eingesetzt. Mit Charismen hat das nicht mehr viel zu tun; die erkennt man nämlich erstaunlicherweise meist erst im Nachhinein. Man muß viele Pflanzen wachsen lassen, um zu merken, welche von ihnen Früchte tragen.

Gefährlich ist dann auch der Begriff der »Kirchenleitung«. Wenn das gehörte und verstandene Evangelium die Mitte ist, die Quelle, um die herum vieles wächst, dann kann Kirchenleitung nur eine Aufgabe haben: Gute Rahmenbedingungen zu schaffen, damit die Verkündigung des Evangeliums auch tatsächlich in der Mitte bleiben kann.

Kirchenleitung heißt also nicht: Landschaftsarchitektur betreiben, wie es etwa das Amt eines landeskirchlichen »Planungsreferenten« zu sein scheint. Auch sind die Pfarrer/innen und Mitarbeiter/innen keine Gartenbaukolonne, die dann mit dem Plan in der Hand Gräben zieht und Hecken oder Blumenrabit-

64 Vielleicht läßt sich so die Rede vom »Engel« der Gemeinde verstehen. Er mag eine Art des personifizierten »Gemeinschafts-Geistes« darstellen (Offb 2,1; 2,12 u.ö.), ein Sinnbild für die »Persönlichkeit« einer Gemeinde.

ten pflanzt. Der einen Mitte muß alle Sorge gelten, der Verkündigung des Evangeliums. Was dann an dieser Quelle wächst und blüht, davon darf sich ruhig auch die Kirchenleitung überraschen lassen.

Noch eines ist wichtig: In dieser Gemeinde der »wuchernden« Charismen wird nicht streng zwischen haupt-, neben und »ehren«-amtlichen Tätigkeiten unterschieden. Genau genommen sind wir ja allesamt »Mitarbeiter« Gottes, dem dieser Weinberg gehört.

»Ehrenamt« ist übrigens ein ganz ungünstiges Wort im kirchlichen Zusammenhang. Wir sollten es nicht mehr benutzen. Es ist zu mißverständlich. Welche Ehre ist da eigentlich gemeint? Die »Doxa« oder »Gloria« steht ja wohl Gott zu (Luk 2,14). Ihm allein gebührt alle Ehre in der Gemeinde: »Soli Deo Gloria!« »Honor« hingegen, die glanzvolle Anerkennung ist uns in dieser Welt gerade nicht verheißen. Im Gegenteil: »Alle, die gottesfürchtig leben wollen in Christus Jesus, müssen Verfolgung leiden.« (2Tim 3,12) Damit wird man zu rechnen haben, die Anerkennung wird die Ausnahme bleiben. Die Rede vom Ehrenamt fördert die Vorstellung, die Kirche, oder eigentlich die Gemeinde, sei ein »Christentums-Verein«, in dem mehrere »Ämter« zu besetzen sind (Vorsitzender, Schriftführer, Kassenwart), die meisten unbezahlt, aber mit gesellschaftlicher Anerkennung verbunden. Für manche kirchlichen »Ehrenämter«, etwa dem Sitz im Kirchenvorstand, mag dieser Vergleich naheliegen (wenn er auch genauso irreführend ist). Aber in der Kirche wird überall von »Ehrenamtlichen« gesprochen, wo keine bezahlte Tätigkeit vorliegt, also auch bei Leuten, die Gemeindebriefe austragen, Samstags den Rasen hinter der Kirche mähen oder beim Alternachmittag Kaffee kochen, üblicherweise keine mit besonderer Anerkennung verbundenen Tätigkeiten. Trotzdem geschieht hier auf bescheidene Weise Mitarbeit im Weingarten Gottes. Besser mag es sein, allgemein von Mitarbeiter/innen zu sprechen – und zwar unterschiedslos vom Dekan und vom Diakon.⁶⁵

IV. Laßt uns übers Geld reden!

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen über das Geld. Daß wir alle »Mitarbeiter/innen« sind, soll unsere Rede übers Geld gerade befreien und sie nicht unterdrücken. Unser Glaube, unsere Liebe und unsere Hoffnung zeigt sich nicht zuletzt darin, wofür wir Geld haben und wofür nicht. Und es zeigt sich am Umgang mit dem Geld das Verständnis der Kirche: Gehören die Kirchensteuern der Kir-

⁶⁵ Wir sollten den Mitarbeiter-Begriff nicht der Industrie überlassen und schon gar nicht deren hierarchischen Mitarbeiter-Begriff übernehmen. »Synergoi«, Mitarbeiter Gottes zu sein, vereint uns alle, die wir in den Gemeinden tätig sind, bezahlt oder unbezahlt.

chenleitung, die sie als »Einnahmen« verbuchen darf? Und sind Versorgungsbezüge und Gehälter dann »Ausgaben«, die man natürlich tunlichst gering halten muß? Dann werden die Bestrebungen auf einen möglichst effizienten Einsatz der Beschäftigten zielen, um alle Einsparungspotentiale auszuschöpfen. Wir kennen die entsprechenden Mechanismen aus der Wirtschaft.

In einer Kirche, die vielfältige Formen der Mitarbeit kennt, können solche Überlegungen nur begrenzte Gültigkeit beanspruchen. »Leistungsgerechte« Bezahlung ist jedenfalls dort ein absurdes Ziel, wo 1. die meiste Arbeit unentgeltlich getan wird und 2. meßbare Ergebnisse kaum oder gar nicht zu erzielen sind.⁶⁶

Freilich zeigt die Erfahrung, daß es gut für die Gemeinde ist, wenn einzelne Leute ganz für die Verkündigung freigestellt sind, als »hauptamtliche Mitarbeiter/innen«. Als Modell einer Entlohnung kommt aber letztlich nur die Versorgung in Frage, sei es direkt durch die Einzelgemeinde oder indirekt aus einem zentral verwalteten Sammeltopf.⁶⁷ Die Idee des alimentierten Kirchenbeamten, die den heutigen Versorgungsbezügen von Pfarrer/innen und Diakon/innen zugrundeliegt, verträgt sich erstaunlich gut mit der Einsicht, daß in einer Kirche, die sich ihres Auftrags bewußt ist, nicht nach Leistung bezahlt werden kann. Beamte werden alimentiert, das heißt: sie sollen »standesgemäß« leben können. Dafür stehen sie dem Dienstherrn theoretisch unbegrenzt zur Verfügung.⁶⁸ Im

⁶⁶ Gegenwärtig gibt es Bestrebungen, die Pfarrbesoldung nach »Leistung« zu differenzieren, um die Motivation zu fördern. Diesen Bestrebungen ist entgegenzuhalten: »Die Vision eines an meßbarer Leistung, monetärer Leistungsbelohnung und unablässiger Effizienz orientierten Pfarrbildes erweist sich vor reformatorischen Kategorien, aber auch mit nur wenig Fantasie als ein Zerrbild, dem wir nicht weiter nachhängen sollten. Es ist von individueller Berufspraxis und kollegialer Gemeinschaft gleich weit entfernt wie von biblischen Orientierungsmaßstäben.« (Aus den »14 Thesen zur Pfarrbesoldung«, die die Bayerische Pfarrbruderschaft am 19. Oktober 1999 beschlossen hat. Zu beziehen über Senior Michael Höchstädter, Äußere Sulzbacher Str. 146, 90491 Nürnberg.)

⁶⁷ Zu diskutieren wäre allenfalls noch der Einwurf von Manfred Josuttis, der unter anderem für die Wiedereinführung von Kasualgebühren plädiert. Der Gemeinde solle nicht die regelmäßige Erfahrung vorenthalten werden, »daß religiöse Praxis auch materiell etwas kostet« (Unsere Volkskirche und die Gemeinde der Heiligen, Gütersloh 1997, 145). In den Gemeinden solle wieder ein reger Tauschhandel zwischen materiellen und geistlichen Gütern stattfinden. Josuttis wird dann freilich zu fragen sein, ob nicht auch auf diesem Wege ein Modell von Leistung und Gegenleistung eingeführt würde, das der Freiheit des Evangeliums widerspricht.

⁶⁸ Ein Jammer, daß das Beamten-Modell im säkularen Kontext nicht mehr anzutreffen ist: Welche/r Lehrer/in wohnt noch neben der Schule und ist auch nach Schulschluß noch ansprechbar? Welche/r Professor/in lebt noch in Uni-Nähe und mit ständigem Kontakt zu den Studierenden? Welche/r Kommunalbeamte/in engagiert sich in seinem/ihrer Fachbereich über die festgeschriebenen Bürozeiten hinaus? Vielleicht hat darum auch im Beamtentum, an den Schulen, Universitäten und Verwaltungseinrichtungen die gleiche Professionalisierungs-

Grunde geht es also um bedarfsgerechte Bezahlung. Man lese das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1–16) einmal unter diesem Gesichtspunkt! Die Kirche hat sich – jedenfalls was die Besoldung der Pfarrer/innen betrifft – bisher noch nicht von dieser Grundidee verabschiedet. Im Gegenteil: das Modell der verpflichtenden Stellenteilung für doppelt berufstätige Paare (als 100%-Modell bei Theologenehepaaren, als 150%-Modell bei »gemischten« Paaren) ist ein deutliches und begrüßenswertes Signal in diese Richtung.⁶⁹

Bedarfsgerechte Versorgung der Amtsträger/innen entspricht der Freiheit, die in einer Gemeinde herrscht, die als »Charismen-Biotop« aus der Quelle des Evangeliums lebt.

diskussion eingesetzt wie in der Kirche. Und mit gewissem Recht: Wer sich nur mehr wie ein/e Angestellte/r verhalten möchte, mit festen Arbeitszeiten usw., soll auch Konsequenzen tragen und z. B. den Status der Unkündbarkeit verlieren.

69 Am Diskussionsverlauf der letzten Jahre erkennen wir freilich, daß dieses Modell wahrscheinlich immer nur als Notlösung gedacht war, um die »Pfarrerschwemme« einzudämmen. Dabei ist es im Grunde eine naheliegende Folgerung aus dem Gedanken der Versorgungsbezüge. Ein Einkommen reicht für eine Familie.

Zu überdenken ist dann freilich das Problem der halben Stellen (nicht nur auf den Dörfern): Wer kann es sich leisten, nur halb versorgt zu werden? Wenn hier erneut mit der Menge der anfallenden Arbeit argumentiert wird, gibt man die Grundidee der Versorgungsbezüge wieder preis.

Martin Hoffmann

Eine alte Vision: Die Kirche auf dem Weg des Friedens

»Missionarische Kirche sein heißt, Menschen an der Freiheit des Evangeliums teilhaben zu lassen und den herrschenden Mechanismen und Denkgewohnheiten zu widerstehen.« (Evangelium hören, These V)

»Es ist die Kirche in einem dramatischen Übergang. Natürlich sagen manche Untergang, aber ich glaube, wir stecken in einem tiefen Übergang. Und was wir zu leisten haben, heißt nicht, einen Untergang verwalten, sondern einen Übergang gestalten.« So beschrieb der katholische Theologieprofessor Paul Zulehner 1998 in einem Gespräch mit Bischof Gaillot die derzeitige Situation der Kirche.⁷⁰ Dabei hatte er zum einen die gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen vor Augen, die auch die Position der Kirchen herausfordern: Phänomene wie Individualisierung, Pluralisierung und Globalisierung als Kennzeichen der sogenannten Postmoderne. Zum anderen charakterisierte er ihre Auswirkungen auf den einzelnen Menschen als dreifache Bedrohung: als brutale Funktionalisierung des Menschen im Wirtschaftsprozess, als psychische Obdachlosigkeit und als Verlust von Gerechtigkeit in der Verteilung der Güter dieser Erde. Die Großkirchen haben ihre Monopolstellung auf dem »religiösen Markt« verloren und ihre Position angesichts dieser Herausforderungen noch nicht gefunden. Der Weltfriedensgipfel der Religionsvertreter konzentrierte seine Beratungen in New York im Herbst 2000 auf die weltweiten Gefährdungen des Friedens, den Kampf gegen die Armut und die Bewahrung der Schöpfung. Er sah darin die Herausforderung für die Religionen zur Zusammenarbeit und zu einem gemeinsamen Signal für Gewaltlosigkeit gegenüber allen Geschöpfen. Hat unsere Kirche diese vielfältigen Herausforderungen schon angenommen? Im Moment scheinen sich die Erneuerungskräfte auf andere Wege zu konzentrieren.

Gerade in Krisensituationen haben Programme der Organisationsentwicklung Konjunktur. So verwundert es nicht, dass auch in den Kirchen die Formulierung von Leitbildern als den entscheidenden Instrumenten der Organisations-

70 Publik-Forum Dossier »Wer Menschen demütigt, spuckt in das Antlitz Gottes«, 1998, 2.

entwicklung und Systemsteuerung in den letzten Jahren vorangetrieben wurde. »Die wichtigste Funktion von Leitbildern ist wohl die der Stabilisierung und der Orientierung. Um auch in Zukunft zielgerichtet und aktiv steuern zu können, stellen viele Landeskirchen, Kirchenkreise und Gemeinden die »Sinnfrage« neu. Gesucht werden für die Leitungsebene (Top-Management) wie für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Antworten auf die Frage, wohin das Schiff Kirche auf die Reise geht und wie der Zielhafen aussieht. Leitbilder erscheinen hier als geeigneter Weg, einen Ausweg aus einer resignativen Zukunftshaltung und Überwindung von Krisenzuständen anzubieten. Sie geben Orientierung; denn in ihnen sind Aussagen enthalten, welche Ziele kirchliche Organisationen anstreben und was die Schritte, sind, die diese Organisationen dabei gehen wollen.«⁷¹ Es wäre einmal eine eigene Untersuchung wert, zu überprüfen, inwieweit das Instrument »Leitbild« mit seinem geistigen Hintergrund im platonischen Idealismus gerade der Logik des Machbaren in die Hände arbeitet, die zwar dem unternehmerischen Handeln und dem Wirtschaftsdenken entspricht, aber vom sonst so selbstbewusst vertretenen Rechtfertigungsglauben der evangelischen Kirche konterkariert wird. Haben die »herrschenden Mechanismen und Denkgewohnheiten« das theologische Nachdenken und Urteilen bereits in ihren Bann gezogen? Schon die Stabilisierungsfunktion eines Leitbilds kann kein theologischer Wert an sich sein, wenn der Grundzug der Botschaft Jesu der Ruf zur Umkehr angesichts des kommenden Reiches Gottes war. In jedem Fall aber ist nach den Interessen und Inhalten zu fragen, die ein Leitbild offen oder verdeckt propagiert.

In den »Perspektiven und Schwerpunkten kirchlicher Arbeit in den nächsten Jahren« hat die bayerische Landeskirche ihr Leitbild formuliert: »Als Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern wollen wir offen und deutlich, aufgeschlossen und verlässlich dem Glauben und dem Leben dienen.«⁷² Deutlich spürbar dient dieses Leitbild als Einigungsformel für die unterschiedlichen Frömmigkeitsrichtungen und Gruppierungen innerhalb einer Landeskirche. Zudem wird pauschal die Zuständigkeit für »Glauben und Leben« reklamiert ungeachtet der angefochtenen Monopolstellung. Die Interessen der inneren Stabilisierung und der äußeren Anerkennung sprechen aus diesem Leitbild. Das hat freilich Auswirkungen auf die Inhalte. Sie bleiben unscharf, lassen wenig Kontur erkennen. Die Frage bleibt: Wofür steht diese Kirche nun ein?

⁷¹ F. u. P. Höher, Handbuch Führungspraxis Kirche, Gütersloh 1999, 173f.

⁷² Perspektiven und Schwerpunkte kirchlicher Arbeit in den nächsten Jahren, hg. v. Ev.-Luth. Kirche in Bayern, 1998, 8.

Ein Beispiel aus der Vergangenheit kann im Vergleich dazu zeigen, wie die inhaltliche Aufgabenstellung aus einer Besinnung auf das Wesen der Kirche gewonnen werden kann, wenn diese sich tatsächlich mit der gesellschaftlichen und politischen Situation konfrontieren lässt und ihre Herausforderungen annimmt: Das Darmstädter Wort von 1947 war »ein Wort des Bruderrats der EKid zur politischen Lage unseres Volkes« zu Beginn des Wiederaufbaus und der Neuorientierung in Europa. Den entscheidenden Vorentwurf beginnt Hans Joachim Iwand mit dem Satz:

»Die Gemeinde Jesu Christi ist die Gemeinde derer, die das Wort der Versöhnung der Welt mit Gott in Christus hören, annehmen und tun.«⁷³

Kirche hat hier einen Namen: Gemeinde Jesu Christi. Das heißt, sie lässt sich identifizieren. Sie trägt den Namen des Bergpredigers, den Namen dessen, der Armen, Leidenden und nach Gerechtigkeit Hungernden die Nähe der Gottesherrschaft verkündet hat, den Namen dessen, durch den Menschen die Vergeltung Gottes, die Versöhnung zwischen Gott und Mensch und neue geschwisterliche Gemeinschaft erfahren haben. Es ist der Name dessen, der für diese Botschaft ans Kreuz ging und auferstand, es ist der Name dessen, der Gottes Schalom in Person war. Eine Kirche, die diesen Namen trägt, kann nur Kirche der Versöhnung und des Friedens sein oder sie hat ihren Ursprung, ihr Fundament und ihren Herrn vergessen. Und ein zweites ist bemerkenswert in dieser Definition von Kirche: Das ethische Verhalten dieser Gemeinschaft ist konstitutiv für ihr Wesen. Iwand sagt: »... die das Wort der Versöhnung der Welt mit Gott in Christus hören, annehmen und tun.« Dieser Gedanke ist für einen lutherischen Theologen eher ungewöhnlich, aber er nimmt Gottes Gerechtigkeit ernst. Wenn Gott Menschen gerecht spricht, dann auch zu dem Ziel, dass sie dadurch gerecht werden und dass dadurch Gerechtigkeit in die Welt kommt. So jedenfalls meint das Paulus nach Röm 6. Aus von Gott Getrennten sollen mit Gott Versöhnte werden, die in den Dienst der Versöhnung treten – so 2. Kor 5,19–21. Wir finden bei Iwand eine ganz klare inhaltliche Bestimmung von Kirche: Es ist die im Dienst der Versöhnung stehende Gemeinde. Das schließt von Kreuz und Auferstehung her sowohl eine kritische Haltung ein, wo Unversöhnlichkeit, Feindbilder und Ausgrenzung herrschen, als auch konstruktive Versöhnungsarbeit.

Die Jesus nachfolgende Gemeinde ist als »Salz der Erde« und »Licht der Welt« mitten hineingestellt in Gesellschaft und Staat ihrer Zeit. Gerade dort soll sie mit ihrer Botschaft und ihrem eigenen Leben ein Zeichen sein und Zeichen und Im-

⁷³ H.J. Iwand, Entwurf vom 5./6. 7. 1947, in: H. Ludwig, Die Entstehung des Darmstädter Wortes, Beiheft zu H. 8/9 der JK 38(1977), 28.

pulse setzen für den Friedenswillen Gottes. Versöhnungsarbeit ist darum die erste Aufgabe einer an Gottes Frieden und Gottes Versöhnungstat orientierten Kirche.

Wie können Schritte der Friedens- und Versöhnungsarbeit aussehen?

1. Generelles Ziel kirchlichen Handelns wird ihrer Grundlage gemäß die Arbeit an einer umfassenden Friedenskultur sein als Gegenentwurf zu der vorherrschenden Kultur der Rivalität, des Siegens oder Verlierens, der Machtdurchsetzung und der Gewaltstrukturen. Dies geschieht zu allererst dadurch, dass die Kirche bewusst aus ihren eigenen Wurzeln lebt, nämlich aus der ihr zugesprochenen Verheißung des Friedens Gottes. Der Gottesdienst ist der Raum, wo die Gegenwart von Gottes Schalom erfahren und gefeiert wird. Hier wird eine neue Wirklichkeit konstituiert mitten in den Spannungen, Konflikten und Herausforderungen dieser Welt. Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung haben als solche Verheißung Gottes zuerst ihren Platz im Gebet und in der Fürbitte der Gemeinde. Darum dürfen Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung keine Sonder- und somit Randthemen besonders geprägter Sonntage sein, sondern müssen als Grundthemen der Verheißung Gottes den Charakter jedes Gottesdienstes prägen. Die Ausprägung einer Friedenskultur beginnt nicht mit Aktionen, sondern mit der Lebensform der Gemeinde selbst. Ihre bloße Existenz, ihre Rituale, ihre Feiern sprechen die Sprache der Versöhnung. Bonhoeffers Formel vom »qualifizierten Schweigen« der Kirche⁷⁴, das vor ihrem Reden zu stehen hat, meint genau solches qualifizierte Leben der Gemeinde von ihrem konstitutiven Geschehen Gottesdienst über ihre internen Formen der Meinungsbildung, Kooperation, Entscheidungsfindung und Konfliktlösung bis zu ihrer politischen Existenz.

2. Eine Kirche des Friedens nimmt ihre Bildungsverantwortung als friedenspädagogische Aufgabe wahr. Dazu gehört die Erziehung zur Konfliktfähigkeit, das Einüben gewaltfreier Konfliktbearbeitung und Konfliktvermittlung in allen Bereichen ihres Wirkens: von der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen über Religions- und Konfirmandenunterricht bis zur Erwachsenenbildung. Gewaltfreiheit ist als alternative Lebensform neu zu entdecken. Sie bezeichnet nicht nur eine Technik, sondern eine geistig-spirituelle Grundhaltung. Im Bemühen um die Ausprägung dieser Grundhaltung kommt eine Kirche, die sich auf den

Bergprediger beruft, zu ihrem Proprium und ihrer ureigensten Aufgabe. Damit ist sie von Belang für eine in der Siegermentalität verhaftete Gesellschaft und für Menschen voller Sehnsucht nach einem Lebenssinn jenseits materieller Erfüllung. Die von den klassischen Friedenskirchen bewahrten und von der neueren Friedensbewegung ausgebauten Methoden der Friedensarbeit, wie z. B. der Mediation, der Streitvermittlung durch neutrale Dritte, müssen in einer Kirche des Friedens gepflegt, trainiert und weitervermittelt werden.

3. Die Kirche des Friedens ist Dienstgemeinschaft für Versöhnung und Frieden.

Der gesellschaftspolitische Beitrag einer Kirche, die sich als Botschafterin der Versöhnung versteht (2. Kor 5,20), wird darin bestehen, zivile Friedensdienste aufzubauen bzw. zu unterstützen, eigene Dienstformen, wie das Schalom-Diakonat, zu entwickeln, Friedensprojekte vor Ort anzuregen und zu begleiten, ökumenische Kontakte zur Konfliktverhütung und -bearbeitung nutzbar zu machen sowie kirchliche Beauftragte für Konfliktvermittlung im In- und Ausland zur Verfügung zu stellen und einzusetzen.⁷⁵ Die ÖRK-Dekade »Gewalt überwinden« von 2001–2010 ruft alle Kirchen auf, sich einer fundamentalen Herausforderung der Völker und jeder Gesellschaft zu stellen. Das Profil der christlichen Kirchen als Dienstgemeinschaft für Versöhnung und Frieden kann sich bewähren, wenn diese Herausforderung als Zentralthema der kommenden Jahre ernst genommen wird.

Wie die Kirche den »dramatischen Übergang« in postmoderne Verhältnisse bewältigt und wie sie den gesellschaftlichen Herausforderungen gerecht wird, hängt ganz wesentlich davon ab, ob sie es versteht, ihre Botschaft und ihre Lebensäußerungen so zu profilieren, dass sie auch für Außenstehende klar erkennbare Konturen bekommt. Versöhnungs- und Friedensarbeit aber geben der Kirche die Gesichtszüge Christi.

⁷⁵ Vgl. dazu auch die Erklärung des AEE (Arbeitskreis Evangelische Erneuerung) »Auf dem Weg zu einem gerechten Frieden«, 1997, 17–20.

⁷⁴ D. Bonhoeffer, *Sanctorum Communio*, Werke Bd. 1, hg. v. J. von Soosten, München 1986, 172.

Die Thesen von Evangelium hören I

Klicken Sie auf den Link!

These I

In der Kirche leben und handeln heißt hören lernen.

- a. Kirche verstehen statt Kirche gestalten
- b. Kirche als »Kreatur« statt »Anbieter« des Evangeliums
- c. Das Amt der Kirche wahrnehmen statt Ziele setzen

These II

Die Praxis einer hörenden und lernenden Kirche ist radikal kommunikativ

- a. Priestertum aller Gläubigen statt »Anbieter und Klientel«
- b. Kommunikation *im* Evangelium statt Kommunikation *des* Evangeliums
- c. Kommunikative Praxis statt Strategie zur Kirchenentwicklung
- d. Wege suchen statt Ziele durchsetzen

These III

Das Amt der Kirche ist es, in ihrer Verkündigung, ihrer Lebensform, Praxis und Struktur aus dem Evangelium zu leben

- a. Verschiedene Aufgaben des einen Verkündigungsamtes statt Ausdifferenzierung und Hierarchisierung von Ämtern
- b. Einheit des Amtes statt Auseinanderfallen von »Theologischem« und »Administrativem«
- c. Episkope statt »Personalentwicklung«

These IV

Das Strukturbildende Paradigma einer hörenden und lernenden Kirche ist die Gemeinde

- a. Gottesdienstliche Existenz lernen statt Gemeindeentwicklung betreiben
- b. Aufmerksam sein auf die Nöte und Hoffnungen der Menschen statt Bedürfnisse befriedigen.

These V

Missionarische Kirche sein heißt, Menschen an der Freiheit des Evangeliums teilhaben zu lassen und den herrschenden Mechanismen und Denkgewohnheiten zu widerstehen

- a. Profiliertes Lebenszeugnis statt Wettbewerbsfähigkeit
- b. Missionarische Kirche statt Milieukirche
- c. »Bittsteller des Evangeliums« statt »Qualitätsanbieter«

These VI

Innerhalb der einzelnen Aufgaben und Praxisfelder hat die Kirche zu erkunden, was das Evangelium heute sagt